Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur
Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.

Nummer 10 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 6. März 1908

Die Reklame. Von Werner Sombart.

Man darf vor allem, wenn man zu einer klaren Vorstellung vom Wesen der Reklame kommen will, nicht die Reklame selbst mit den Mitteln verwechseln, die ihr am häufigsten dienen. An sich ist alles geeignet, Reklamemittel zu sein: das Leben und der Tod, die Liebe und der Verrat. Aber darum sind diese Dinge doch noch keine Reklame. Und auch solche Dinge werden es noch nicht, die eine Hauptbedingung der Reklame erfüllen: eine große Publizität zu erzeugen. Weder das Plakat noch die Annonce sind an und für sich Reklame. Auch sie sind nur Mittel zur Reklame, wenn auch die beliebtesten und wenn auch meist zur Reklame verwandt. Aber sie haben ihre selbständige Geschichte. Sie haben oft anderen Zwecken als dem der Reklame gedient, und tun es heute noch, wie jedermann weiß. Wird doch jede Verfügung einer Behörde der Regel nach als Annonce oder als Plakat veröffentlicht. Und ist doch wahrhaftig keine Reklame. Das Wesentliche der Reklame müssen wir vielmehr in der Zwecksetzung suchen. Ich nenne Reklame alles: was dazu dienen soll, eine Ware oder eine Leistung derart zu loben, daß das Publikum dadurch angelockt wird, die angepriesene Ware oder Leistung gegen Entgelt zu erwerben, tunlichst mit der Wirkung, daß andere Waren oder Leistungen gleicher oder ähnlicher Art unverkauft bleiben. Anpreisung ist das gute deutsche Wort für Reklame. Anpreisung aber hat den Zweck, Stimmung für die eigene Ware (oder Leistung) zu machen und notfalls die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. In diesem Sinne ist aber die Reklame das Kind erst unserer Zeit: erst unsere (das heißt, wie ich neulich sagte, immer: die amerikanische) Kultur hat dieses Phänomen als organischen Bestandteil in sich aufgenommen, erst unser Wirtschaftsleben vor allem hat die Reklame zu einem notwendigen Gliede in der Kette der Geschäftsvorgänge gemacht.

Die Entstehung der Reklame wird von manchen in das Mittelalter, von anderen doch wenigstens in das 17. oder 16. Jahrhundert verlegt. Beides halte ich für falsch. Weil ich nämlich diejenigen Erscheinungen, die man als Formen der Reklame für jene früheren Zeiten anspricht, nicht als Reklame in jenem oben bezeichneten Sinne gelten lassen kann.

Häufig führt man die berühmten Cris de Paris, die uns schon aus dem Mittelalter überliefert worden sind, als älteste Form der Geschäftsreklame an. Man versteht

unter den Cris de Paris die Ausrufe der Straßenhändler und der herumziehenden Handwerker (wie der Scherenschleifer, der Schornsteinfeger usw.), die zu wiederholten Malen in allen Jahrhunderten in saubere Verse gebracht sind. Ein Beispiel eines dieser Cris:

Artichault, artichault!
C'est pour monsieur et pour madame,
Pour rechauffer le corps et l'ame
Et pour avoir le cul plus chault.

In gewissem Sinne handelt es sich hier freilich um eine „Anpreisung", der aber doch wesentliche Bestandteile der Reklame fehlen: der Verkäufer bezweckt nicht eigentlich, seine Waren als die besseren zu preisen, die vor der seines Konkurrenten den Vorzug verdienen. Er ruft aus: „hier könnt ihr einen sehr nützlichen Gegenstand kaufen" oder: „ich bin wieder da". Wie heute noch der Lumpensammler in unseren großstädtischen Wohnschächten. Dieser Ruf ist notwendig zur Ausübung des Handels oder des Gewerbes im Umherziehen, wenn nicht jeder einzelne Kunde aufgesucht werden soll. Deshalb würde ich auch nicht die älteste Form des Plakats als Reklame bezeichnen: nämlich die Ankündigung einer Ausstellung seltener Tiere oder einer Zirkus- oder Seiltänzerveranstaltung (wovon hübsche Proben auf der Augur zu sehen waren). Denn auch hier ist der Zweck der Ankündigung: die Bekanntgebung einer Tatsache. Deshalb rechne ich auch nicht unter die Anfänge der modernen Geschäftsreklame die Bücherkataloge, die die Buchhändler schon im 17. Jahrhundert öffentlich bekanntmachen. Auch sie bezwecken nur die Ankündigung der neuen Erscheinungen.

Auf der Grenze zwischen der einfachen Anzeige und der Reklame stehen die Inserate besonderer Spezialgeschäfte, denen wir schon im 18. und in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts begegnen.

So findet sich z. B. im Moniteur universel vom 4. April 1810 die Annonce:

„Mme veuve Emch succédant à son mari dans la place de suisse des Messageries rue Notre-Dame-des-Victoires, continue toujours à vendre la véritable eau de Cologne de Jean-Marie Farina, vis-à-vis la place Juilliers, à Cologne."

Aber selbst diese embryonalen Geschäftsreklamen finden sich doch nur ganz vereinzelt in den Zeitungen bis zum Ende des 2. Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts. Und man darf als Zeitpunkt der wirklichen Geburt der modernen Geschäftsreklame vielleicht das Jahr 1829 ansehen. Weil in diesem Jahre zum ersten Male (soviel bisher bekannt ist) ein — Warenhaus zu dem ausgesprochenen Zwecke, die Kundschaft anzulocken, eine kurze Empfehlung seiner Bestände in einer (Pariser) Zeitung brachte. Von diesem Zeitpunkt ungefähr wenigstens datiert die Reklame als ständige Einrichtung des Wirtschaftslebens. Und es ist gewiß kein Zufall, daß es die ersten Pariser „Magasins de Nouveautés", der Petit Saint Thomas, der Deux Edmond oder der Siège de Corinthe sind, von denen die Reklame in die Welt gebracht wird. Denn sie sind es wohl, die wir als die Väter des modernen Geschäftsgeistes anzusprechen haben, und nur als den Ausfluß ganz und gar gegen früher veränderten Geschäftsgebarens kann man die Reklame richtig verstehen.

Es ist ein Kennzeichen der vorkapitalistischen, handwerksmäßigen Wirtschaft, daß

die Beziehungen zwischen Produzent, Händler und Konsument stabile, traditionell gefestigte sind, daß Händler und Produzent nie in die Lage kommen, sich um den Absatz ihrer Waren sonderlich zu bemühen oder gar den Kunden zur Abnahme ihrer Produkte nötigen zu müssen. Der Produzent macht recht und schlecht seine Stiefel und wartet, bis der Konsument oder der Händler sie ihm abkaufen, wenn er sie nicht gar schon auf deren Bestellung gemacht hat; der Händler sitzt in seinem Laden, hinter seinem Stande und wartet ebenso selbstverständlich, daß die Kundschaft zu ihm komme, wie sie zu seinem Vater und Großvater auch schon gekommen ist.

Wir wissen, daß der Kapitalismus erst dieses Idyll ruhiger Beschaulichkeit zerstört hat, daß er Unrast, fieberhafte Tätigkeit, Nervosität an die Stelle gesetzt hat, wo ehedem friedliche Genügsamkeit, gesättigtes Dasein herrschten. Wir wissen auch, wie das gekommen ist; wissen, wie sehr es im Wesen kapitalistischer Produktion begründet ist, daß sie mit ihrem Angebot an Waren stets der Nachfrage voraneilt. Weil mehr Waren produziert werden, also auch abgesetzt werden müssen, so entsteht unter den Produzenten und Händlern der Konkurrenzkampf (der aller früheren Zeit fremd war). Damit aber wird der Warenabsatz für Produzenten und Händler erst ein Problem: aus der traditionell-handwerksmäßig geübten Tätigkeit wird unter dem Zwang der Verhältnisse ein zielbewußtes, vernunftgemäßes Handeln, dessen Aufgabe darin besteht, das klargestellte Problem zu lösen: wie trotz Verschlechterung und Erschwerung der Absatzverhältnisse nicht nur die „Nahrung" zu sichern, sondern — was das immer mächtiger sich entfaltende Gewinnstreben energisch heischte — steigende Gewinne zu erzielen seien.

Daß dieses Problem nur zu lösen sei, wenn man mit den alten Geschäftsprinzipien brach, war selbstverständlich. Der Kunde, den man früher wohlgemut erwartet hatte und der auch sicher gekommen war, weil sich für ihn keinerlei wesensverschiedene Kaufgelegenheit anderswo bot, der Kunde mußte jetzt gesucht, angegriffen, herbeigeschleppt werden. In Breslau und auch anderswo liegen in manchen Straßen fast Haus neben Haus ganze Reihen minderwertiger Herrenkleiderhandlungen. In der Ladentür stehen der Besitzer selbst oder sein Stellvertreter, auf Beute ausschauend. Läßt sich auch nur von fern ein Bäuerlein blicken, so geraten die Türsteher in unseren Läden in Bewegung. Und wie sich das Bäuerlein ihnen nähert, beginnen sie es in ein Gespräch zu verwickeln und durch Anpreisung ihrer Waren zum Kaufen zu animieren. Folgt es nicht willig, so wird wohl auch eine leise Nachhilfe, ein sanftes Schieben oder ein schüchternes Zupfen nicht verschmäht. Der Nachbar abe greift den Kunden von der anderen Seite her in gleicher Weise an. Und es kann kommen, daß an dem einen Rockärmel unseres Michel der Herr Cohn und am anderen der Herr Levy ziehen. „Aermelausreißgeschäfte" nennt der Volksmund diese Art Läden.

Auf dasselbe aber, was hier in roher, handgreiflicher Form geübt wird, läuft alles moderne Geschäftsgebaren hinaus, und das Mittel, das die körperliche

Ueberwältigung des Kunden ins Psychologisch-Geistige zu übertragen bestimmt ist, heißt: Reklame.

Die Reklame ist also ein notwendiger Bestandteil aller amerikanischen, das heißt rein kapitalistischen Wirtschaft. Aber auch nur dieser. Sie ist um so entwickelter, je entwickelter der Amerikanismus ist. Und wird geradezu zum Gradmesser ökonomischen, das heißt kapitalistischen Fortschritts. Weshalb z. B. in Wien die Reklame nicht recht gedeiht. „Ich bitt Sie gor schen, welcher urntliche Mensch moacht Reklam?" Das ist noch heut Wiener Ansicht. Auch Ansicht des gebildeten Wien. Für Reklame ist kein Platz im Rahmen einer alten, gesättigten, im wesentlichen noch auf handwerksmäßiger und frühkapitalistischer Wirtschaft ruhenden Kultur.

Mit dieser Feststellung: daß die Reklame mit dem Hochkapitalismus in die Erscheinung tritt und ein notwendiger Bestandteil hochkapitalistischer Wirtschaft ist, könnte es nun sein Bewenden haben, wenn die Reklame eine interne Angelegenheit der Händler wäre, wie die Wechseldiskontierung oder das Differenzgeschäft. Nun hat aber die Reklame ein Janusgesicht: mit dem einen Kopf schaut sie in das Geschäft, mit dem anderen auf die Straße. Denn das ist ja gerade ihr Wesen: daß sie die breite Oeffentlichkeit aufsucht, um hier die Gimpel zu fangen. Das „große Publikum", die Geschäftslaien sind doch am letzten Ende das Wild, auf das der Reklamejäger es abgesehen hat. Geschäfte kapitalistischen Geistes werden einander keine Reklame vormachen: sie müßten lächeln wie die Auguren. Nur der Nicht-Geschäftsmann oder allenfalls der noch im alten Geleise dahinfahrende handwerksmäßige Produzent oder Händler sind würdige Objekte der Reklame. Damit aber wird die Reklame eine öffentliche, eine Kulturangelegenheit. Wir müssen ihr vom Standpunkt einer allgemeinen Kulturbetrachtung und Kulturwertung aus gerecht zu werden suchen. Was ist uns — die die ganze Sache nichts angeht — die Reklame?

Nun ich denke, darauf kann die Antwort nur lauten: ein Aergernis, und zwar ein großes. Die Reklame ist jene Erscheinung der modernen „Kultur", an der aber auch beim besten Willen nichts als Widerwärtiges gefunden werden kann. Sie ist als Ganzes wie in ihren Teilen und in allen ihren Formen für jeden Menschen von Geschmack rundweg ekelhaft.

Schon daß sie überhaupt da ist; die Tatsache, daß man Reklame macht, wirkt abstoßend. Jede Anpreisung nun gar zum Zwecke des Gewinnes ist ein Gräuel für jedes noch unverdorbene Gemüt.

Aber was dazu kommt: weil es sich in weitaus den meisten Fällen um die Anpreisung wirtschaftlicher Güter handelt, so zerrt uns die Reklame, die uns ja keinen Augenblick aus den Klauen läßt, wider unsern Willen in das sehr wenig erfreuliche Getriebe unseres Wirtschaftslebens hinein. Sie erinnert uns jeden Augenblick an all den Dreck, den wir ja nun mal zu unseres Leibes Nahrung und Notdurft brauchen,

aber den wir doch nicht eigens noch über Bedarf immer unter die Nase gehalten haben möchten; schlimm genug, wenn wir Hühneraugen heilen oder uns den Mund spülen oder die dünner werdenden Haare mit stärkenden Essenzen waschen müssen. Aber es ist doch eine unerhörte Dreistigkeit und Aufdringlichkeit von den Leuten, die mit den Artikeln handeln, die solche Notdurft befriedigen sollen: daß sie uns in jeder illustrierten Zeitung, an jeder Straßenecke, in jedem Straßenbahnwagen ihre unappetitlichen Artikel mit grellen Affichen anpreisen. Wie es überhaupt eine Aufdringlichkeit ist, mir etwas anzubieten, wonach ich gar keinen Bedarf geäußert habe: den Reisenden, der so etwas tut, wirft man zur Tür hinaus: dem Reklamemacher bin ich schonungslos ausgeliefert.

(Die Reklame ist hier nur der Ausdruck einer allgemeinen Tendenz unserer Zeit, die in schamloser Weise die häßlichen Vorgänge der Bedarfsdeckung ans Licht zerrt und womöglich in Schönheit tauchen möchte. Wie mitleidig lächeln müssen der Sohn oder die Tochter einer (vielleicht noch einmal anbrechenden?!) kultivierten Zukunft über unser Bemühen: Nachttöpfe und Bratheringe in Schönheit kaufen zu wollen!)

Wenn die Reklame wenigstens dazu beitrüge, daß wir nun unsern Alltagsbedarf besser decken könnten, als wir's ohne sie tun würden. Davon ist aber gar keine Rede. Eher lockt uns die Reklame zur schlechten Ware, und jedenfalls verteuert sie die Ware enorm. Was jährlich von der nationalen Arbeitszeit auf Reklameerzeugung verwandt wird, ist sicher ein ganz erheblicher Bruchteil. Ich zweifle nicht (obwohl wir Ziffern dafür nicht besitzen), daß wir eine Stunde am Tage weniger zu arbeiten brauchten, hätten wir keine Reklame nötig.

Daß die Reklame, wo sie auf die öffentlichen Plätze hinaustritt, das Städtebild, das eh' wenig erfreulich ist, noch mehr schimpfiert, braucht nicht erst ausdrücklich festgestellt zu werden. Geradezu aber zum groben Unfug, zur Verwüsterin und Zerstörerin wird die Reklame, wenn sie sich auf dem platten Lande und gar noch an landschaftlich schönen Punkten breit macht. Es ist eine widerwärtige, strafbare Schamlosigkeit, wenn ein beliebiger Käsehändler seine stinkige Ware auf irgend einem romantischen Felsen anpreist. Oder wenn rechts und links vom Eisenbahndamm alle 100 Schritte eine Reklametafel aufgestellt ist.

Nun hat man wohl gemeint: die ästhetischen Schädigungen, die wir durch die Reklame erfahren, würden beseitigt, wenn sich die Kunst ihrer annähme, wie sie ja schon angefangen hat, es zu tun. Ich war früher selbst dieser Meinung, bin aber gründlich von ihr zurückgekommen. Was in aller Welt macht es die Sache besser wenn wir nun wirklich an den Litfaßsäulen oder in den Straßenbahnen gefällige Plakate statt der Scheußlichkeiten von früher finden? Eine künstlerische Gesamtwirkung wird nur in ganz seltenen Fällen zu erzielen sein: das kunterbunte Durcheinander von Farbenklexen schließt rein äußerlich jeden ästhetischen Genuß aus. Dazu kommt, daß wir es schließlich satt bekommen, dasselbe noch so kunstvolle Plakat allerorts,

wohin wir fliehen, wieder vor Augen zu haben. Ueber die widerwärtige Tatsache aber, daß künstlerisches Schaffen sich hat hergeben müssen, um die beste Stiefelwichse oder die stärksten Hosenträger anzupreisen, hilft auch ein noch so vollendetes Plakat nicht hinweg. Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß arme, hungernde Künstler ihr Können gegen kargen Lohn einem beliebigen Insektenpulverhändler zur Verfügung stellen müssen, damit er seine Ware in Schönheit anpreisen könne. Die Kunst im Dienste der Reklame ist eine der vielen gründlichen Verirrungen unserer Kultur.

Abhilfe? Gibt es keine. Wer wollte dem Kapitalismus etwas anhaben?

Nur Schutzdämme können wir aufrichten, damit der Schlammstrom der modernen Kultur nicht alles um uns her verwüste. Strenge Gesetze für Heimatschutz, damit wenigstens das Land von der Reklameseuche frei bleibe. Die (Groß-)Stadt ist ja für feineres Kulturleben sowieso verloren.

Und eine freundliche Bitte an die Veranstalter der Reklame selbst! Da ihr doch nicht aufhören werdet, die Welt zu verunstalten, so gibt es nur ein Mittel, die Wirkung eurer widerwärtigen Tätigkeit abzumildern: macht uns lachen! Wer einen zum Lachen zwingt, dem sieht man manches nach. Warum eifert ihr darin nicht euren Vorbildern, den Amerikanern, nach? Mit der Kunst im Dienste der Reklame ist's wirklich nichts, glaubt's mir. Wie wäre es mit dem Humor im Dienste der Reklame (und meinetwegen auch der humoristischen Kunst im Dienste der Reklame, wofür wir schon hübsche Ansätze haben)? Ich führe als Proben einige Leistungen amerikanischen Reklamehumors an.

„Die letzten Worte großer Männer:

„Spitze der Armee", murmelte der große Napoleon in dem Augenblicke, als sein Riesengeist sich von den Fesseln des Körpers befreite.

„Mehr Licht!" seufzte Goethe.

„Bekränzt mich mit Blumen!" sagte Mirabeau.

„Gebt Herrn Deyrolle einen Stuhl!" ließ sich Lord Chesterfield inmitten seines Todesröchelns vernehmen.

„Begrabt mich", sagte Jack Towers, „in einem Anzuge, welcher in einem Atelier von Nims-Nims & Co. gearbeitet ist, denn ich wünsche im Grabe noch wie ein Gentleman gekleidet zu sein." "

Oder:

„Unsere Tante, die Witwe X., ist gestern gestorben. Sie hat uns nichts hinterlassen als ihren Ruf und ein großes Lager Manufakturwaren. — Auf 6/4 Leinen und 14/4 Laken legte sie großen Wert, die Hemden hielt sie hoch, das war ihr Stolz. O möge man den kleinen Weg nicht scheuen, gewiß wird man es nicht bereuen."

Oder endlich:

„Hier liegt John Smith. Er erschoß sich mit einem Revolver System Colt, der auf der Stelle tötete. Die beste Waffe für diesen Zweck."

Die Polennot. Von Karl Jentsch.

Der Flottenenthusiasmus ist nicht der einzige Fall von Verdunkelung der Gegenwartsatsachen durch historische Reminiszenzen. Seit beinahe zwanzig Jahren macht das Wort „Ostmarken" ein paar Millionen Deutscher verrückt. Als ob wir in der Zeit Albrechts des Bären lebten, wo tapfern Recken Grenzgebiete anvertraut wurden, sie vor Mongolen- und Slaveneinfällen zu schützen und durch Eroberung zu erweitern! Als ob 1870 die Feindschaft der Bevölkerung des Kriegsschauplatzes, die ja allerdings manch blühendes deutsches Leben gekostet hat, die Operationen unserer Heere auch nur im mindesten hätte hemmen können! Landesverteidigungsfragen des 20. Jahrhunderts vom Standpunkte des elften behandeln — wenn das nicht Romantik ist, dann gibt's keine Romantik. Und nicht bloß romantisch ist die preußische Politik geworden, sondern auch scholastisch. Sie schnitzelt Begriffe, und leitet aus diesen Hirngebilden politische Normen ab. Wenn ich nicht irre, ist es der jüngst verstorbene Ernst Hasse gewesen, der den Unterschied zwischen einem Nationalstaat und einem Nationalitätenstaate herausgefunden hat. Am 9. Dezember vorigen Jahres hat der Staatssekretär des Innern bei der Begründung der Vereinsgesetzvorlage im Reichstage diesen Unterschied zur Rechtfertigung des Paragraph 7 benutzt. Im Nationalitätenstaate, ja, da darf jeder reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, nicht aber im Nationalstaate, wenigstens nicht öffentlich. Ein Körnchen Wahrheit steckt ja allerdings in der Unterscheidung; bei dem Zahlenverhältnisse der Nationalitäten im Deutschen Reiche haben wir nicht nötig, unseren Polen, Franzosen und Dänen eigene Universitäten und Landsmannminister zu bewilligen; aber daß wir ihnen verbieten müßten, öffentlich ihre Sprache zu reden, das ist eine Folgerung, die ich, weil ich keine Lust habe, mich einsperren zu lassen, nur unverständlich nennen will. Noch dazu hat 1867, als die Provinzen Preußen und Posen in den Norddeutschen Bund einbezogen wurden, der Oberpräsident von Posen, Horn, eine Proklamation in deutscher und polnischer Sprache erlassen gegen die Verleumdung, daß den Polen durch den Eintritt in den Norddeutschen Bund der Gebrauch ihrer Muttersprache verkümmert werden solle. In mehrfach modifizierten Wiederholungen beteuert er: „Auch im Norddeutschen Bunde werdet ihr unbehelligt Polen bleiben, eure Muttersprache reden, eure Sitten üben, und die katholische Kirche wird sich derselben Freiheit und desselben Schutzes zu erfreuen haben, die sie bisher in unserem preußischen Vaterlande genossen hat." Daß die Polen an ihrer Sprache hängen, kann man ihnen um so weniger als Schuld anrechnen (hat überhaupt vor der Erfindung des Hakatismus schon einmal jemand darin ein Unrecht gefunden?), weil, wie Goethe bei Erwähnung der Pflege des Deutschen im Elsaß (im elften Buche von Dichtung und Wahrheit) sagt, wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins notgedrungen verliert, er sichs zur Schmach rechnet, „die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann". Zwar ist die preußische Zeit bis zum Kulturkampfe und den unter Falk beginnenden Sprachvexationen für unsere Polen glücklicher gewesen als die unter der Schlachzizenherrschaft. Aber die genannten und die übrigen Vexationen haben die Erinnerung an dieses Glück so gründlich getilgt, daß sie sogar die Wiederkehr der verhaßten Schlachzizenherrschaft wünschen, wofern sie nur dadurch von den Sprachvexationen und der Verdrängungspolitik befreit werden. Warum man sie wegen der Sprache bedrängt? Kein Mensch weiß es zu sagen; denn wer die Notwendigkeit dieser Bedrängung aus dem Worte Nationalstaat ableitet, kommt doch heute, wo wir aus der Scholastik heraus sind, als animal rationale nicht mehr in Betracht. Keinem Menschen, und weder dem preußischen Staate noch dem

Deutschen Reiche kann ein Schaden daraus erwachsen, wenn sich die Polen ihres Idioms bedienen. Manchen Behörden mag das Unbequemlichkeiten verursachen, aber wenn man fremdsprachige Gebiete annektiert, muß man sich die Unbequemlichkeiten gefallen lassen, die man sich dadurch zuzieht. Will ein Kaufmann mit fremdsprachigen Menschen Handel treiben, so muß er deren Sprache selbst lernen oder für sie einen Korrespondenten anstellen. Und was die Versammlungen betrifft — ist es denn überhaupt notwendig, daß sie polizeilich überwacht werden, und daß, wenn man unbedingt einen Polizisten hinschicken will, um die etwa handgemein Werdenden auseinanderzubringen, dieser Mann versteht, was gesprochen wird?

Lernen die preußischen Polen nicht deutsch, so schadet das keinem Menschen, außer ihnen selbst. Das haben die Verständigeren unter ihnen immer gewußt, und darum früher so viel Deutsch gelernt, wie sie nur immer konnten. Bis man ihnen — ja, wie Schäffle das einmal genannt hat, kann ich des Staatsanwalts wegen nicht aussprechen; von da an haben sie natürlich gesagt: nu grade nicht! Hätte man alles beim Alten gelassen, so würde nach ein Paar Jahrzehnten die ganze polnische Bevölkerung Preußens Deutsch gelernt haben; und hätte man alles beim Alten gelassen, so würde der ganze ritterliche Grundbesitz der polnischen Landesteile und der größte Teil des bäuerlichen in deutschen Besitz übergegangen sein, und zwar wohlfeil. Der seit der preußischen Okkupation eingeleitete Prozeß der Verdrängung der Polen aus dem Grundbesitze — ohne Anwendung von Gewalt, bloß indem der wirtschaftlich Tüchtigere den Untüchtigeren hinausarbeitet — hat bis 1885, bis zum Jahre der Kriegserklärung an die Polen angehalten. Bei der Beratung des Enteignungsgesetzes hat der Abgeordnete Porsch daran erinnert. In der Begründung des ersten Ansiedelungsgesetzes am 22. Februar 1886 habe der damalige Landwirtschaftsminister mitgeteilt, daß sich in der Zeit von 1860 bis 1885 der polnische Grundbesitz in der Provinz Posen um 195 537 Hektar vermindert hat. Von da an aber ist es ganz so wie mit der Sprache gegangen. Der Erfolg des gewaltigen Kriegsgeschreis und der aufgewendeten 350 Millionen besteht darin, daß seit 1886 in den polnischen Landesteilen 100 000 Hektar an die Polen verloren gegangen sind. Das Fiasko der Ansiedlungspolitik ist so offenbar, daß außer vielen anderen kompetenten Autoritäten sogar das hyperloyale Herrenhaus und einzelne seiner Mitglieder, die hochangesehene Magnaten sind, es öffentlich einzugestehen sich gedrungen fühlen. Wenn ich eitel wäre, würde ich mir etwas darauf einbilden, daß meine Prophezeiung des negativen Erfolgs, die ich vom ersten Beginn des wunderlichen Feldzugs an wiederholt ausgesprochen habe, noch über meine Erwartung hinaus in Erfüllung gegangen ist. Ich habe in verschiedenen Blättern sechs Gründe angegeben, die mich bestimmten, diesen Feldzug für die größte politische Dummheit des 19. Jahrhunderts zu erklären. Ich will sie nicht noch einmal anführen, denn fünf davon sind seitdem unzähligemal auch von anderen dargelegt worden, und den sechsten glaubt mir vorläufig niemand; ich will darum nur zwei in den letzten Debatten gefallene Aeußerungen beleuchten.

Professor Dr. Hötzsch hat in der Schlesischen Zeitung russische Reisebriefe veröffentlicht, die in ihm einen scharfblickenden und objektiven Beobachter erkennen lassen. Seit einiger Zeit tritt er in demselben Blatte für die Enteignungsvorlage ein. Die gegenwärtige Stimmung der Polen beschreibt er ja richtig; er vergißt nur, wie diese Stimmung entstanden ist, und überschätzt nach hakatistischem Brauch in ungeheuerlicher Weise die Bedeutung der Stimmungsäußerungen. In einem seiner Artikel meint er, es handele sich um zweierlei; einmal darum, wie die preußischen Polen (ich zitiere aus dem Gedächtnis) in den Staatskörper eingegliedert werden können. Nein, Verehrtester, darum handelt es sich gar nicht. Sie brauchen nicht erst eingegliedert zu werden, weil sie eingegliedert sind. Sie haben sich niemals geweigert, Steuern zu zahlen. Sie haben sich niemals geweigert, die für alle Preußen geltenden Staatsgesetze anzuerkennen,

und so oft sie sie übertreten hatten, die Strafe auf sich zu nehmen. Sie haben niemals den Militärdienst verweigert und haben seit 1864 in drei Kriegen für Preußen geblutet. Bestünden Abfallneigungen bei ihnen, so wäre die Versuchung in den zwei großen Kriegen stark gewesen. Denn in beiden hatten sie gegen Katholiken zu kämpfen, und man weiß, was den Polen ihre Religion wert ist. In dem einen standen ihnen galizische Volksgenossen gegenüber, im anderen Truppen einer Nation, die ihnen immer freundlich gesinnt gewesen war, und in deren Hauptstadt ihre politischen Flüchtlinge eine zweite Heimat gefunden hatten. Aber es ist nichts von Verrat, nichts Verdächtiges vorgekommen. Wäre etwas dergleichen ruchbar geworden, so würde es Bismarck angeführt haben in seiner großen Rede am 28. Januar 1886, wo er die in der Thronrede angekündigten „Maßnahmen zum Schutze der deutschen Interessen in den östlichen Provinzen", in Ermangelung von Gegenwarttatsachen, mit alten Geschichten begründen mußte, in einer Weise, in der man heute noch den Belagerungszustand über ganz Preußen begründen könnte, das ja 1848 einmal rebelliert hat. Also die Polen sind in den preußischen Staat eingefügt, und der Verwaltungsorganismus funktioniert bei ihnen ohne die geringste Störung. Sie haben, gleich allen preußischen Katholiken, den Maigesetzen passiven Widerstand geleistet, und sie leisten denselben Widerstand dem Versuche, ihnen ihre Sprache zu rauben. In beiden Fällen mit vollem Recht, weil da der Staat seine Kompetenz überschritten hat. Ueber die beiden Gebiete, in die er da eingegriffen hat, besitzt er keine Gewalt. Gesetze und Maßregeln, die gegen die Natur gehen, sind eo ipso nichtig. Der Staat hat weder Gewalt über mein Gewissen, noch könnte er, wenn er ein polnischer Staat wäre, meine Zunge zwingen, eine polnische Konsonantenkombination wie prz auszusprechen. Im ersten Fall mußte der Staat bald nachgeben, weil die Zahl der passiven Widerstand Leistenden so groß war, daß er sich durch die Aufrechterhaltung undurchführbarer Gesetze um alle Autorität gebracht hätte; im zweiten Falle kann er das törichte Beginnen etwas länger fortsetzen, weil die Zahl der Betroffenen bedeutend kleiner ist. Daß die Polen, nachdem sie diese Vexationen dreißig Jahre lang erduldet haben, und nachdem man ihnen offen angekündigt hat, daß man sie von ihrem väterlichen Boden verdrängen wolle, die preußische Regierung zum Teufel wünschen (was Millionen andere Leute aus anderen Gründen auch tun), ist selbstverständlich; sie wären nicht Menschen, sondern Hunde oder Klötzer, wenn sie es nicht täten. Aber quid sine viribus irae? Was bedeuten im Zeitalter der Riesenheere, Riesenkapitalien und Kanonen Schimpfwörter, Phantasien und ein Nationalschatz von ein paar hunderttausend Mark? Im passiven Widerstand unüberwindlich, sind die Polen jeder Möglichkeit der Aggression beraubt. Uebrigens stammen alle Beweise für den Deutschenhaß, die Unverträglichkeit und Unversöhnlichkeit der Polen, wie sie z. B. auch der ehrliche W. von Massow in seiner „Polennot" anführt, aus der Zeit nach dem Kulturkampf. Erst durch diesen und den 1886 gegen sie unternommenen Feldzug sind die Bürger und die Bauern für die Phantasien und die Hetzereien der Pfaffen und der Schlachzizen empfänglich gemacht worden. Hätte man von diesen ein paar Dutzend standrechtlich erschossen, ehe man sich der ganzen polnischen Bevölkerung gegenüber ins Unrecht gesetzt hatte, so würde ich bravo gerufen haben. Also unsere Polen sind in unseren Staatskörper eingegliedert. Seit 1872, noch gewaltsamer seit 1886, arbeitet die Regierung daran, dieses Glied auszurenken, und jetzt will sie durch die Losreißung vom Boden die Ausrenkung vollenden. Zweitens handelt es sich nach Hötzsch darum, ob die beiden Provinzen deutsch oder polnisch sein sollen. Bedeutet deutsch soviel wie Teil des preußischen Staates, so sind sie deutsch. Keine europäische Großmacht stellt das in Frage, und wenn ein deutscher Professor die Frage aufwirft, so ist das eine Albernheit. Oder man meint damit die Sprache und die Nationalität. Dann lautet die Antwort: weder deutsch noch polnisch,

sondern gemischt. Das ist eine Tatsache, die sich nur dadurch aus der Welt schaffen ließe, daß man die ganze polnische Bevölkerung totschlüge, oder nach Westafrika oder ins rheinisch-westfälische Industriegebiet schaffte.

Aehnlich wie Professor Hötzsch hat sich Fürst Bülow in der Herrenhaussitzung vom 30. Januar ausgedrückt: „Ich frage nur: können wir zwei Provinzen entbehren, von denen die eine 18 Meilen von Berlin ihren Anfang nimmt?“ Keiner der erlauchten Herren hat die Geistesgegenwart gehabt, zu rufen: „Aber, Herr Reichskanzler, wachen Sie doch auf! Sie träumen! Schauen Sie sich doch um! Wo stehen denn die Armeen, die Posen und Westpreußen erobern wollen?“ Müssen nicht die armen Polaken überschnappen und vom Größenwahn befallen werden, wenn das gewaltige Preußen, das die zwei stärksten Militärmächte Europas zerschmettert hat, mit ungeheurem Pathos sich rüstet, um Berlin vor ihnen zu schützen? Da Japan doch ein bißchen zu entfernt liegt, könnte eine von Osten anrückende Armee nur eine russische sein. In Beziehung auf Rußland gibt es nun zwei Möglichkeiten. Entweder es löst sich auf, dann wird natürlich auch ein polnischer Staat entstehen, der 7 bis 10 Millionen Einwohner haben, jämmerlich verwaltet und blutarm sein wird. Wie könnte der dran denken, auch nur eine Quadratmeile vom preußischen Staatsgebiet abzureißen, wenn die Italiener mit all ihrem Irredentistengeschrei dem schlotterigen Oesterreich das ganz verwelschte Südtirol nicht streitig machen können? Aber noch ungemütlicher freilich würden die Zustände in Posen und Westpreußen dann werden, wenn die dort lebenden Polen immer noch Ursache hätten, mit der preußischen Regierung unzufrieden zu sein. Oder Rußland erstarkt im Wirtschaftsleben und in der Kultur, so daß sein gewaltiges Gebiet und seine Kopfzahl in seiner politischen Macht voll zur Geltung kommen. Dann wird es die eisfreien Häfen, die es braucht, an unserer Ostseeküste suchen, und es wird die Macht haben, sie zu nehmen. Das einzige Mittel, dieser Eventualität vorzubeugen, ist eine Politik, welche die dem Riesenreich unterworfenen kleinen Nationalitäten in Preußen eine Schutzmacht sehen und herbeiwünschen läßt. Statt dessen hat es sich bei allen kleinen Nationalitäten, nicht bloß den slavischen, gefürchtet und verhaßt gemacht, und dadurch den Deutschen den Zugang zu den großen Kulturaufgaben verbaut, die ihrer im Osten und Südosten harren und die sie aus der kleindeutschen Heringstonne, in der sie sich ungemütlich in kleinlichem Gezänk drängen, hinausführen könnten ins Freie.

Vor 20 Jahren fand ich es geraten, zu versichern, es sei nicht etwa Sympathie mit den Polen, was mich bestimme, die gegen sie gerichtete Politik zu bekämpfen. Polnische Wirtschaft und polnischer Charakter sind mir immer widerwärtig gewesen. Aber ich muß gestehen, daß die Polen in den letzten Jahren viel von ihren widerlichen Charakterzügen verloren haben. Dank der vortrefflichen Erziehung, die ihnen der Hakatismus hat angedeihen lassen, sind die bäuerlichen Schlampen, die liederlichen Herren von Krapulinski und Waschlappski wirtschaftlich geworden; sind unsere Polen aus larmoyanten Klageweibern allesamt, die Weiber eingerechnet, tatkräftige Männer, aus hündisch unterwürfigen, schafsgeduldigen Sklavenseelen bis zu den kleinen Kindern hinunter hartnäckige Protestler geworden.

Wenn ich die Polenpolitik als einen Komplex kolossaler Dummheiten charakterisiere, so will ich damit natürlich nicht etwa Bismarck der Dummheit beschuldigen. Im diplomatischen Verkehr und im Verkehr mit dem Hofe mußte er seiner vulkanischen Seele übermenschlichen Zwang anlegen, und da Vasen zerschlagen und Türklinken abreißen nur eine sehr mäßige Genugtuung ist, liebte er es, in der inneren Politik den Gluten seiner Leidenschaft Luft zu machen. In der Leidenschaft aber sieht man nicht, wohin man geht. Uebrigens gab es neben den ausgesprochenen Beweggründen, die seine Polenpolitik durchaus zweckwidrig erscheinen lassen, unausgesprochene, die für seine Nachfolger jedoch nicht mehr bestehen. Diese haben sich nun, anstatt langsam und vorsichtig abzu-

wiegeln, mit der jetzt ganz unmotivierten Polenpolitik belastet. Nun rufen Minister und Hakatisten: Herr, die Not ist groß! Aber der alte Hexenmeister, der den Kulturkämpfern den Dienst geleistet hat, die Verantwortung für den unvermeidlichen Rückzug auf seine Riesenschultern zu laden, kehrt nicht mehr zurück, den Hakatisten denselben Gefallen zu erweisen. Je länger die Regierung die unvermeidliche Umkehr verschiebt, desto schwerer schädigt sie die Autorität des Staates.

Nachdem ich dieses Artikelchen geschrieben habe, finde ich einige der darin ausgesprochenen Gedanken in dem mir soeben zugehenden Berichte über die Herrenhaussitzung vom 26. Februar wieder, und zwar in den Reden der Herren Grafen Mirbach und Generalfeldmarschall Graf Haeseler. Nett ist auch, wie der Freiherr Lucius von Ballhausen, der 1886 die Ansiedlungsvorlage eingebracht hat, gegen diese Fortsetzung der Bismarckschen Politik polemisiert.

Japanisches Reisetagebuch.*)

Von Andrew Carnegie.

Wir hatten das Glück, uns der Gesellschaft des Kapitäns Totaki von der japanischen Marine und des Fräuleins Rio, einer jungen Dame, die einige Jahre in Amerika gewesen und eine englische Erziehung genossen hatte, zu erfreuen. Sie waren ausnehmend freundlich zu uns während unseres ganzen Aufenthaltes; ihrer Gesellschaft verdankten wir viele vergnügte Stunden. Der Kapitän gab uns einmal eine Abendunterhaltung in einem Teehause und führte uns zu den berühmten japanischen Geishas, von denen wir alle schon gehört haben. Man führte uns in einen großen Raum, der Fußboden war bedeckt mit Bambusmatten, die auf einer weichen Unterlage ruhten. Selbstverständlich legten wir unsere Schuhe an der Türe des Hauses ab. Es gab weder Stühle noch sonstige Möbel dort, aber man brachte für uns sofort welche. Die Begrüßung der zahlreichen Dienerinnen war sehr ehrfurchtsvoll, jede warf sich auf den Boden nieder und berührte jedesmal die Matte mit ihrer Stirn, wenn sie in den Raum eintrat. Plüschdecken wurden von einer Dienerin hereingebracht und um das Kohlenbecken gelegt. Einige Minuten später trat wieder eine Aufwärterin ein, warf sich auf den Boden nieder und setzte uns eine japanische Delikatesse vor, eine andere brachte Suppe in kleinen bemalten Schalen, eine andere Fisch, eine dritte Kuchen, eine vierte Tee in sehr zierlichen Tassen, weitere Mädchen noch viele andere Sachen und endlich wurde Saki, der übliche Landwein, gebracht und in kleinen Täßchen wie Tee kredenzt.

Dann kamen die Mädchen: sieben traten herein, jede mit einem Musikinstrumente von seltsamer Konstruktion; sie verbeugten sich tief, aber ich bemerkte, daß sie nicht die Matte mit ihrer Stirn berührten: ihr Rang ist viel höher als der der Dienerinnen. Dann begannen sie zu spielen. Es gibt keine Abendgesellschaft ohne eine Darbietung dieser Geishamädchen, und solche Unterhaltungen bilden fast das einzige gesellschaftliche Vergnügen der Japaner. Und jetzt die Musik: Bitte sich wohl zu merken, daß die japanische Tonleiter nicht die unsere ist und japanische Musik keine Melodie für unsere Ohren und doch werden dieselben Gefühle in ihnen durch ihre Musik geweckt, wie in uns durch unsere, so daß mir nach alledem Harmonie einfach eine Sache der Erziehung

*) Siehe „Morgen“ Heft 8 vom 21. Februar 1908.

zu sein scheint. Die herrliche „Fünfte Symphonie“ oder „Lohengrin“ oder Burns' „scots wha hae“, nach unserer Art gespielt und gesungen, würde diesen Menschen nicht mehr bedeuten als ein lautes Geräusch von Kastagnetten. Stellen Sie sich einmal die „Fünfte Symphonie“ in einer anderen Tonleiter vor als die unsere. Der Gedanke will mir nicht in den Kopf, daß wir nicht die einzig mögliche Harmonielehre haben, aber man muß eben lernen, daß es verschiedene Wege zu jeder Sache gibt und niemand, der viel weiß, wird so anmaßend sein zu sagen, daß seine Methode die beste ist. Weil aber die Tonleiter anders ist, so hatte ich auch kein Verständnis für das Dargebotene. Als ich glaubte, sie spielten eine Totenklage, mußte ich die Entdeckung machen, daß es eine herzliche Bewillkommnung war und die Versicherung dieser hübschen Mädchen, daß sie sich glücklich fühlten, die hohe Ehre zu haben, vor solch illustren Gästen spielen zu dürfen. Unsere Begleiterin nahm eins von diesen Instrumenten, spielte und sang uns etwas vor, aber ich war auch nicht glücklicher im Erraten dessen, was sie spielte. Es war ein Hochzeitschor, und ich wollte wetten, es sei das japanische „Miserere“; dieser Irrtum mag immerhin seine Bedeutung haben, aber für uns war die Musik, gerade herausgesagt, abscheulich. Eine Fistelstimme und ein Kreischen und dazu noch ein Singsang im Kopfton, der unangenehmste Klang, den es in der Musik gibt, das ist das ganz gewöhnliche und das beliebteste. Die Instrumente sehen aus wie Banjos*) und geben einen sehr grellen Ton ähnlich der Trommel; aber es gibt ein noch größeres Saiteninstrument, das japanische Piano, auf dem ältere Frauen spielen, die jüngeren sind noch nicht geübt genug, um es zu beherrschen. Nachdem man einige Lieder gesungen, legten einige Mädchen ihre Banjos weg, und nach einer Verbeugung schickten sie sich an zu tanzen. Aber anstatt einer lebhaften Verkörperung munterer Musik ist der japanische Tanz sehr gemessen und der Körper wird statt der Füße bewegt. Mit Hilfe des unentbehrlichen Fächers suchen die Mädchen die verschiedensten Gemütsstimmungen darzustellen und alle mit ausgesuchter Anmut. Es war Poesie in der Bewegung. Jeder Tanz illustrierte eine Geschichte, und hier kennt man sich ebenso gut aus, wie in dem „Highland fling“ oder dem „Sailors Hornpipe“**). Da war es nicht sehr schwer der Darbietung zu folgen. Die Gebärde ist mehr wie die Musik Universalsprache, und in ihrem Bereich macht uns ein einziges natürliches Gefühl die ganze Welt verwandt. Da gibt es keine verschiedenen Tonleitern, um Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Die Liebe in ihren mannigfaltigen Formen war, was wohl auch zu erwarten war, das Thema der meisten dieser Tänze. Ich denke, ich gewann meinen Ruf als guter Errater wieder. Ich konnte Fräulein Rio einen ganz guten Bericht geben von allem, was in den Tänzen zum Ausdruck kam, und während dieses Teiles des Abends unterhielten wir uns vortrefflich. Wie blöd muß einem Japaner unser Wirbeln um den Saal herum erscheinen, bis man müde oder schwindelig wird — und das alles aus reinem Vergnügen an der Sache!

Die Gewänder der Mädchen gehörten zu den reichsten und modernsten ihrer Art, die Harmonie ihrer Farben war überraschend. Ihre Umgangsformen waren die der höchsten

*) Vierseitiges, gitarreähnliches Begleitinstrument.

**) Bekannte schottische Volkstänze.

Gesellschaftsklasse. In der Tat, sie machen die Mode, sie sind die gebildetsten und besterzogensten ihres Geschlechts. Nach solchen Mädchen wird geschickt, wenn man eine Abendgesellschaft geben will, gerade wie wir eine Musikkapelle engagieren. Als ganze Klasse genommen, sollen sie in hoher Achtung stehen, wohnen ausnahmslos bei ihren Eltern, die sie unter großem Kostenaufwand ausbilden lassen, und machen oft, wie man mir sagte, sehr gute Partien. Der Kontrast zwischen ihnen und ihren weniger gebildeten Schwestern ist so groß, daß es sogar uns auffällt, die wir erst wenige Tage hier sind und selbstverständlich mit ihrer Lebensart noch nicht vertraut sind.

Die größten Sehenswürdigkeiten von Tokio sind die Tempel und die berühmten Gräber der Taikuns. Sie sind einander sehr ähnlich, doch ist das Grab des sechsten Taikuns in Schibba weitaus das prächtigste. Es ist allgemein aus Bildern bekannt, und eine Beschreibung würde keinesfalls eine richtige Vorstellung davon geben. Die Farben sind wunderbar und die äußerst zarte Anwendung von Gold ganz auffallend. Auch sieht man an ihm die schönsten Stücke alter Lackfarbenmalerei. Aber diese Gräber machen auf mich keinen Eindruck, erwecken in mir kein Gefühl, das ich mit Ehrfurcht bezeichnen könnte, überhaupt nichts in Japan, wie mir scheint: etwas Spielzeughaftes haftet allem an, auch ihren Tempeln.

Die japanische Kunst scheint eine angewandte zu sein. In keinem Lande sind die täglichen Gebrauchsgegenstände so künstlerisch. Es gibt wenig Möbel in den japanischen Häusern: keine Wände mit Bildern behangen in protzig vergoldeten Rahmen, keine Vorhänge oder Gardinen, keine Sofas, keine Stühle, keine Tische oder Ständer oder Leuchter, wie sie unsere Zimmer füllen. Die Leere der Zimmer fällt einem geradezu auf, wenn man eintritt, aber wenn man sich die täglichen Gebrauchsgegenstände besieht, findet man sie von ungewöhnlicher Schönheit. Sicherlich ist dies viel wichtiger, als wenn sich die Kunst auf einige wenige Personen oder Gegenstände beschränkt. In Japan ist die Kunst demokratisch, kann man sagen, alle Klassen unterwerfen sich ihrer Herrschaft. Eins muß noch gesagt werden über die Kunst im Osten, in China und Indien sowohl wie in Japan: bis auf den heutigen Tag hat sie sich auf das rein Dekorative beschränkt; die höhere schöpferische und gestaltende Kraft ist noch nicht erreicht. Warum das so ist, ist eine sehr interessante Frage, und ich will ihr einmal nachgehen, wenn sich die Gelegenheit bietet, und will dann sehen, womit das zusammenhängt. Sollte die Armut im Osten etwas damit zu tun haben? Es gibt dort sehr wenig reiche Leute, wenige sind wohlhabend in unserem Sinne, 25 000 Mark werden in Japan als ein Vermögen betrachtet, und man hat mir gesagt, sehr wenige selbst von den höheren Klassen besitzen so viel. In China und Indien herrscht ganz derselbe Zustand, einige indische Radjahs ausgenommen. Der Anstoß, den die Religion der Kunst in Europa gab, fehlt im Osten, die Tempel sind armselig und enthalten keine Kostbarkeiten. Reiche Handels- und Industrieklassen gibt es noch wenig im Osten, und der „Reichtum fließt nicht so in die Taschen" wie in Europa und Amerika. Ich fürchte deshalb, die Kunst wird im Osten auch in den kommenden Jahrhunderten nicht über das Stadium des rein Dekorativen hinauskommen.

*

Was ihre Religion und ihren Glauben anlangt, ist es schwer, etwas darüber zu sagen, oder ob sie überhaupt eine haben. Eins aber ist sicher: die gebildeten Klassen haben den Glauben der Menge abgelegt, wenn sie ihn überhaupt jemals gehabt haben, und verehren keine Götter mehr. Die ungebildetsten Klassen sahen wir jedoch noch mit ihren bescheidenen Gaben in die Tempel strömen und durch Gebete Hilfe erflehen. Japan ist wie das alte Griechenland: es hat eine Religion für die Massen und eine andere oder keine in dem gewöhnlichen Sinne für die Gebildeten.

Wie in katholischen Ländern wird ein Altar mehr verehrt als ein anderer. Der dem Fuchs geweihte Tempel ist der populärste im ganzen Lande. Er ist geschmückt mit Bildwerken von „Meister Reinecke" in den verschiedensten Stellungen. Seine Verehrer sind sehr zahlreich — die Schlauheit des Fuchses ist ja sprichwörtlich geworden —, und diese Menschen hoffen durch Opfer und Gebete den Gott „Fuchs" zu bewegen, ihnen etwas von seiner Schlauheit abzulassen. Der Fuchs kann mit Recht als der erfolgreichste Prediger in Japan bezeichnet werden, er versteht besser wie irgend ein anderer sein Geschäft, seine Gemeinde ist die größte. Aber er hat eine Rivalin von nicht geringer Bedeutung in der Göttin „Imma". Wir sahen ihr Bild: ein großes, sehr starkes Weib, auf japanische Art sitzend und umgeben von Kinderbildnissen; kleine Kinder sind um die Hauptfigur wie Engel rings herum angebracht: jemand verkauft aus Ton gemachte und häßlich bemalte Abbilder für vier Pfennige das Stück: viele solcher Dinge werden von den Andächtigen vor die Göttin gelegt.

Als wir davor standen, lag gerade eine junge verheiratete — denn ihre Zähne waren schwarz —, nicht reich, aber anständig gekleidete Frau vor der Göttin auf den Knien und so in andächtigem Gebet versunken, daß sie unsere Gegenwart gar nicht gewahrte. Es war unverkennbar — hier war aufrichtige Frömmigkeit, ein Erheben der Seele zu einer höheren Macht. Ich wollte sehr gerne wissen, welches Leid sie drückte, und unser Dolmetscher erzählte uns nachher, daß sie die Göttin nur um eine Gnade bat, das alte Gebet: es möchte ihr ein Sohn geschenkt werden. Armes Weib! Wenn man bedenkt, was ihr Leben in diesem Lande bedeutet, wenn ihr Gebet unerhört bleibt — es tut einem weh, wenn man daran denkt. Ein lebendiger Leichnam wird sie, eine andere tritt an ihre Stelle; alles, was ein Weib für teuer hält, liegt in dieser einen Wagschale. Ich sah auch Männer im Gebete vor anderen Götterbildern und in einem Zustand der Ekstase. Ich sah so viel in den Tempeln, daß ich verstimmt wurde und wünschte, ich hätte nie einen besucht. Es gibt einem ein so niederschmetterndes Gefühl vor der Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechtes, wenn man sieht, wie noch so viele niedergehalten werden durch die niedrigste Form des Aberglaubens.

In einem der berühmtesten Schintotempel sah ich den heiligen Tanz, mit dem die Gottheit versöhnt werden soll. In einer zwei Stock hohen Bude an der Vorderseite des Tempels war eine kleine Bühne, auf der drei alte Priester saßen. Einer schlug eine Trommel, der zweite spielte eine Flöte, der dritte fingerte auf einer Gitarre. Im Takt zu dieser Musik bewegte sich ein sehr hübsches junges Mädchen, mit prächtigen heiligen Gewändern behangen, mit einem Fächer in der Hand, die Tochter eines Priesters, das war alles. Ebenso wie der Tamtamschlag des Buddhisten, den wir im selben Augenblicke von dem Tempel gegenüber hörten, soll der Tanz die Götter geneigt machen, die

Opfer und Gebete der Gläubigen gütig aufzunehmen. Wir sahen in demselben Tempel eine große hölzerne Figur, die jede Art von Leiden zu heilen imstande sein sollte. So sehr und so eifrig war dieses Standbild von den armen Duldern gerieben worden, daß die Nase nicht mehr da ist. Das Gesicht ist buchstäblich glatt gerieben; die Ohren sind fort, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann alle Züge menschlicher Form verwischt sein werden. Mir kommt die große Zehe des heiligen Petrus in der Kathedrale zu Rom in den Sinn, die auch schon ganz glatt geworden ist von den Küssen der andächtigen Katholiken.

*

Heute ging ich mit Vandy durch die Hauptstraßen von Tokio von einem Ende bis zum anderen. Bei unserem Erscheinen sammelten sich solche Menschenmassen an, daß die Polizei zu tun hatte, die Gaffer auseinander zu bringen. Die Stadt ist in einer Ebene erbaut und hat nur Brunnenwasser. Feuersbrünste sind sehr häufig. Die japanischen Städte sind solche Haufen von Brennmaterial, daß ich mich wundere, daß sie überhaupt noch existieren. Aber das Herdfeuer, das man da hat, ist klein: nur ein Kohlenbecken gibt es hier und da zu Kochzwecken, und da die meisten Menschen in Garküchen essen, gibt es in vielen Häusern überhaupt kein Feuer. Lange Leitern sind aufgerichtet wie Feuertürme, und auf diesen sitzen Wächter die ganze Nacht, um sofort Alarm zu schlagen. Nur durch Niederreißen oder In-die-Luft-sprengen der angrenzenden Gebäude kann man für gewöhnlich dem Weitergreifen des Feuers Einhalt tun. Es gibt keine Versicherungen in Japan, das Risiko wäre auch viel zu groß.

Man gewöhnt sich an alles, auch an Erdbeben, und Japan hat viele solcher unvorhergesehenen Besuche. In einer Nacht spürten wir in Tokio drei Stöße, einer war kräftig genug, uns aus dem Schlafe zu wecken. Mein Bett bekam einen tüchtigen Stoß, und das Haus drohte uns auf den Kopf zu fallen. In derselben Nacht hatten wir ein großes Feuer in der Stadt, und hunderte von schrill klingenden Glocken, wie die Kuhglocken in unseren Wäldern, wurden zum Alarm geläutet, aber das Geklapper der Nachtwächter in unserer Straße gab mir die beruhigende Versicherung, daß bei uns alles in Ordnung sei, und ich blieb liegen. Die Nachtwächter hier haben nämlich zwei kleine viereckige Brettchen aus ganz hartem Holz, diese schlagen sie gegeneinander als ihr „Könnt-ruhig-schlafen-Signal", wenn sie die Runde machen. Aber ich glaube kaum, daß Fremde in der Regel den Zweck dieses Klapperns kennen und daß sie ab und zu davon aufgeweckt werden, nur um sich die Versicherung geben zu lassen, daß nicht die geringste Veranlassung besteht, sich zu beunruhigen.

Ich werde in meinem Schreiben eben durch eine neue Erderschütterung unterbrochen. Zuerst begann mein Stuhl zu zittern, dann das Haus, ich konnte nicht weiter schreiben, und wie ich aufblicke, sehe ich Vandy in voller Aufregung vor mir stehen. Minutenlang schien es, als sollten wir zu kleinen Stücken zermalmt werden, als sei das Ende aller Dinge gekommen. Dieses Gefühl werde ich nie vergessen. Die Bewegung eines auf See rollenden Schiffes auf das Land übertragen, wo man festen Boden und ringsherum schwere Steinmauern hat, die jeden Augenblick auf uns zu fallen drohen — das ist wenig angenehm. Aber es ging vorüber, und unsere Mutter Erde wurde wieder so ruhig wie zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann. (Schluß)

Dritter Abschnitt.

Graf Michael hatte im Hause des Ministers wieder einmal einen Musikabend durchgemacht und befand sich müde auf der Heimfahrt nach seiner Wohnung.

Es war eine helle Vorfrühlingsnacht. Die Sterne schienen, und die Nacht war kühl und klar.

Michael war wie immer von der Teilnahme ermüdet, die er einer Sache gezollt hatte, die im Grunde nicht sein Leben war. Ermüdet auch von den innigzarten Rücksichten, die er Alice dargebracht jedesmal, wenn das dunkle, erhabene Mädchen ihn fühlen ließ, daß sie nur so geschmückt und tätig einherzugehen wünschte, um seines Hauses und Lebens Zier zu sein.

Michael war tief verstimmt ohne Grund.

Er dachte an all die Stunden zurück, wo er schließlich in einen Lehnsessel gelümmelt von fern das vertrauliche Leben der Musiker und die leidenschaftliche Beschäftigtheit Alices nur noch durch die vorgehaltenen Finger mitangesehen hatte. Und es ging, wie es ihm fast immer ging, daß er quälende Erwägungen und Mißtrauen spann und nicht mehr in eine klare Gedankenfolge hineingeriet.

Er wollte heimfahren und ließ sich dann doch, in den Wagen versunken und unzufrieden, zum Klub weiterfahren, um in fremder Gesellschaft wenigstens, so schien ihm jetzt der Klub — seine unheimlichen, brennenden Selbstquälereien los zu werden.

Aber am Ende der Straße, wo man in den Hof zum Klub einbog, besann er sich neu, ließ halten und änderte dann noch einmal seinen Befehl.

Man fuhr zurück. Es war ein Schein der Nacht ihm empfindlich in die Augen gekommen. Er wünschte plötzlich, daß der Kutscher in den Stadtwald und zum See hinausführe.

Daß der Wagen geschlossen war, störte Michael. Er wollte den Hut in den Nacken geschoben frische Luft schöpfen und die Kühle fühlen und die stärkende Frische der in Halbfrost schlafenden, nächtlichen Welt.

„Halten!“ rief er zum Kutscher und hatte, ehe der Diener vom Bock sprang, den Wagenschlag im Fahren aufgerissen und war auch schon aus dem Wagen gesprungen.

Es war am Eingang nach den städtischen Anlagen, wo man in die Ferne in die nächtlich dämmernde Ebene von einem freien Hügel aus sehen konnte.

Der See lag schimmernd vor ihm. Es war eine stumme, silberne Welt. Die Sterne blinkten. Die jungen Gehölze von Eichen standen noch kahl, aber es roch frisch nach Knospen, und die Wege schlängelten sich bleich in die tieferen Dunkelteile, die das blinkende Schild des stillen, großen Wassers umrahmten.

„Ich werde eine Weile spazieren —,“ sagte er zum Diener, „und Ihr fahrt heim.“

Michael hatte es mit allerbestimmtester Geste gesagt. Daß der Diener zuerst nicht zu fragen wagte und nur zögernd, für den Fall, daß doch ein weiterer Wunsch des Herrn käme, den Bock des Wagens neu bestiegen hatte.

Aber als nichts kam, fuhr der Kutscher ebenso zögernd von der Stelle. Der Wagen machte ein dumpfes Rollen in die Stille der Nacht, und die Pferde klappten und trappten hörbar.

Der Kutscher hatte auf Veranlassung des Dieners noch einmal angehalten.

„Befehlen Erlaucht am Eingang der Straße zu halten?" sagte der Diener.

„Meinetwegen, haltet in der Allee," sagte Graf Michael — indem er den warmen Mantel festnahm und den Pelzkragen in die Höhe schlug, weil ein leichter Wirbel Staub hob und eine Weile umtrieb.

„Nein," sagte der Graf dann, „ich werde die kleine Strecke zu Fuß gehen. Und ihr erwartet mich daheim."

Aber der Leibdiener wartete dann daheim bis gegen den Morgen und bis gegen Mittag, und Graf Michael kam nicht. Und er wußte im Augenblick nicht recht — und zog Erkundigungen ein. Auch in des Ministers Palais wußten die Diener nicht, wo Michael geblieben. Und im Palais des alten Adelsmarschalls gaben die Diener die gleiche heimliche Antwort, wie die Diener des Ministers.

Michaels Leibdiener war von früher an dergleichen gewöhnt, hatte Uebung, sich allerhand Möglichkeiten zu denken, in die sein Herr geraten war — und besorgte sich nicht weiter.

Aber der Tag verging und die Stunde, wo Michael gewöhnlich zu Alice fuhr, um mit ihr zu spazieren oder hinauszureiten.

Niemand erschien.

Alice saß am Fenster, tausendmal auslugend und mit Sorglichkeit forschend.

Michael war weder in seine Wohnung zurückgekehrt, als es gegen die Dämmerung ging, noch auch vor dem Portal des Ministers vorgefahren.

Es kam eine große Sorge in Alice.

„Mein Gott," sagte sie und lief zu dem Minister. „Was mache ich nur — Michael wollte bestimmt kommen — und nun ist es eine Stunde und mehr, daß ich warte."

„Er hat sich vielleicht in der Uhr getäuscht," sagte der Minister.

„Ach Papa, nein, nein," sagte Alice mit einer gewissen Gereiztheit, die aus der inneren Pein plötzlich aufkam.

„Aber liebes Kind," sagte der alte Herr, „Michael hat ja doch auch noch mancherlei anderes zu tun. Man kann doch nicht absolut auf die Stunde schwören."

Alice fand nicht Ruhe, obwohl sie es zufrieden war, daß Vater sich ahnungslos und wie unbesorgt seinen Geschäften neu hingab.

Und Alice ging ins Zimmer der Mutter. Aber sie wagte augenblicklich nichts weiter zu sagen.

„Ist Michael nicht gekommen?" fragte Frau Minister sanft.

„Nein, er kommt wohl später. Er muß Geschäfte haben."

Aber Alice war schon längst wieder in ein Buch vertieft gewesen und hatte ein Lied am Klavier nur in der Begleitung durchgespielt, weil sie jetzt nicht in der Lage war, Töne aus der Seele und Kehle hervorzubringen. Michael kam nicht.

Alice war auch an den Schreibtisch gegangen, hatte an Michael einige fragende, liebende Worte geschrieben und sich dann entschlossen, nicht zu schreiben, sondern gleich nur einen Diener hinauszuschicken.

Aber die Zeit zum Abend war verronnen. Michael kam nicht.

Der Minister war in eine Sitzung ausgefahren. Frau Minister hatte sich in aller Stille zurückgezogen. Alice empfing im Vestibül in Sorge selbst die Antwort des Dieners und hörte mit kaum anwesender Seele, wie wenn sie sogleich aufspringen und ohne Hut und Umhang hinauslaufen und zu Michael hin müßte, um ihm in irgendeiner Gefahr die Hand zu bieten.

Sie wollte den Diener ausfragen.

„Vielleicht ist Herr Graf unterwegs zu mir aufgehalten worden?"

Aber der Diener machte Reden drum herum. Er wußte es ja auch, daß Graf Michael seit gestern abend gar nicht daheim gewesen, und daß ihn die Diener vergeblich die ganze Nacht und den Tag erwartet hatten. Er redete also unbestimmt, daß Alice die Lage wie in einem Blitzlicht plötzlich einsah.

Sie lief in ihr Zimmer zurück. Sie begann sich möglichst unscheinbar für die Straße anzutun.

Die junge Zofe sah, daß Alice sehr bleich geworden, aber sehr bestimmt von etwas erfüllt war.

„Gesine, ich muß ausgehen. Ich glaube, es wird nötig sein. Graf Michael ist leicht erkrankt," sagte Alice. „Verstehst du. Wenn jemand nach mir fragen sollte, wenn Papa beim Heimkommen fragt: Ich bin bereits im Bett. Der Portier mag achtsam sein, wenn ich heimkomme."

„Soll nicht Wilhelm mit dem gnädigen Fräulein gehen?"

„Niemand geht mit. Den Revolver leg mir hin," sagte Alice nur.

Und dann lief sie zum Hotel Michaels und kam in seine Räume, die völlig still und ruhig lagen, und verlangte klare Auskunft.

Anfangs wußte man nichts. Man wagte erst keine Vermutungen. Man sagte endlich, daß Graf Michael am Eingang zum Gehölz einen Nachtspaziergang angetreten. Man war dann offener.

Alice war bis ins Innerste erschroken. Sie dachte an leibliche Gefahren.

„Mein Gott," sagte sie, allein ist der Graf in später Nacht in den Stadtwald gegangen und noch nicht zurückgekehrt!"

Aber die Diener blieben ganz ruhig.

„Oh, Erlaucht," sagte der Kammerdiener. „Es ist manchmal schon vorgekommen. Der gnädige Herr wünscht in solchem Falle durchaus nie, daß man sich ängstigt. Passiert sein dürfte ihm nichts!"

Alice lief heim. Das Wort ging mit ihr. Sie mochte es nicht wiederholen.

„Nein, nein, passiert sein dürfte ihm nichts," sprach es in ihr für sich gegen ihren eigenen Willen.

Weil sie wußte, daß gerade das das Furchtbare war.

* *
*

Michael saß in einer kleinen, niedrigen Stube, in einer Kneipe in der Nähe des Roßmarktes.

Am Tage war Frühlings-Pferdemarkt gewesen. Viel Getümmel allenthalben.

Er saß mit ein paar Zigeunern, die er kannte, an einem Rundtisch, und nur die glutäugige Cybale, eine fünfzehnjährige Dirne, die ihn, am Eingang des Lokales stehend, plötzlich hineingelockt, hing auf der Sofakante, aus der Seegras quoll, und hatte den Arm um Michael gelegt, ohne daß er es achtete.

Michael spielte.

Die beiden Männer mit Bärten, braun und wollig, um Kinn und Wangen und voll frischer Gier in den Blicken sahen auf den vergrabenen Michael hernieder, der in tiefer Versunkenheit seine Hand achtlos in die dunklen Strähne wühlte, die um sein bleiches Gesicht hingen, und womit die leichtfertige und müde Cybale gleichgültig tändelte.

Cybale war voll jenes Zaubers wilder Menschen, die glimmen, aufbrennen und dann lange in Asche sind, stumm und in sich und hart, trotz Jugend. Und die aus dieser Härte werden wie demütige Hunde und kriechen in gewundener Dargabe in neuer Glut und in heimlichem Haß.

Cybale hing sich über den Tisch zu Michael.

Sie war, wie die Zigeunerkinder, ganz verwahrlost gekleidet und saß müde und spielte mit Goldstücken und den Ketten, die ihr auf die junge, bronzene Brust niederglitten.

Sie war schön.

Sie hatte einen kreischenden Ton.

Sie beobachtete trotz ihrer großen Müdigkeit das Spiel.

Wenn Michael verlor, küßte sie ihn ins Gesicht und lächelte wie traurig.

Aber wenn einer der bärtigen, in Kaftane gekleideten Männer verlor, kreischte sie wie wütend und sah mit Feuerblick zu ihnen.

Ein kleiner, niederer Wirt bediente.

Man trank aus Schalen. Der Wein war gut.

Aber man trank nur zum Scheine.

Auch Cybale spie es heimlich in die Ecke.

Michael hatte die ganze Nacht und den Tag hin so gesessen.

Cybale war längst ein paarmal eingeschlafen. Sie streckte sich wieder hinter Michael auf das Sofa.

Die Zigeunermänner sahen aus wie wütende Bestien.

Sie waren aufgedunsen.

Sie hatten gewonnen.

Man spielte schon stumm mit Verschreibungen.

Gold und Papier, was Michael in Menge bei sich getragen, war längst in die Taschen der Händler gewandert.

Lange ging das Spiel ohne hörbare Zeichen.

Cybale regte sich neu aus dem Schlafe und richtete sich wie abwesend auf.

Man hatte den ganzen Tag Licht gebrannt.

Nun sah sie, daß die beiden Männer, ihr Vater und ihr Oheim, noch standen wie vorher.

Sie erkannte an den gespannten Mienen voller Gier, daß sie nicht aufhören würden, ehe nicht Michael selber sich endlich erhöbe.

Cybale hing sich an Michael neu und preßte ihn.

Sie küßte ihn auf seinen Mund, mit Leidenschaft, mit Inbrunst.

„Liebster," sagte sie.

Michael saß verzehrt da und dachte nicht mehr an sie. Als er hereintrat, hatte man ihm das Mädchen geboten. Nun wußte er kaum, was vorgegangen war oder noch vorging.

Michael hatte längst ein Vermögen hingegeben.

Es begann wieder in die Nacht hineinzugehen.

Es war wie ein sinnloser Zwang, daß er sich noch aufrecht hielt. Daß er immer auf diese Karten und Zeichen sah.

Im Raum war eine Schwüle wie in der Hölle.

Und eine vollkommene Stummheit.

Cybale zog sich die Haarsträhne aus ihren losen Banden und begann sie neu zu flechten.

Sie wollte sich dann fortschleichen.

Der eine braunbärtige Alte schalt sie und riß sie gleichgültig mit Vorwurf zurück.

Cybale stampfte wütend mit dem Fuß und stieß ihn zur Seite.

Dann ging sie doch von der Tür ins Zimmer zurück.

Die Stunden gingen ungehört.

Nur dann und wann hörte man Zahlen nennen.

Die Gesichter sahen aus wie von Geistern, die um die Seligkeit feilschten. Jeder Augenglanz und jeder leibhaftige Kopf und Arm und Hand und jedes Glas stand nur noch im Raume wie schwebend und klein und fern.

So unermessen unbestimmt und gehalten ein jedes Ding von unsichtbaren Mächten.

Es kam keinem der Männer ein, seine Stellung auch nur einmal zu ändern.

Nichts. —

Erstarrt stand alles.

Nur Cybale dehnte und streckte sich auf dem Sofa wie eine junge Tigerin.

Ihre zarte Brust hing aus ihren Lumpen.

Sie streckte sich, auf dem Bauche liegend, und umschlang von Zeit zu Zeit, wie in heimlicher Sinnengier, Michael, der sie jetzt von sich schob, weil der Gram seine Züge ganz verzerrte.

Auch rauchen hatte er vergessen.

* *
*

Am nächsten Morgen im Dämmer ging Michael heim, ins Hotel zurück.

Der Portier hatte ihm ganz ins Gesicht geleuchtet — und hatte ihn erst erkannt an der harten und befehlenden Gebärde.

Nicht einmal am Ton der Stimme konnte er ihn erkennen.

Michael war wie ein Irrsinniger.

Er saß auf dem Bettrand, wie ihn der Diener auskleidete, stieß dann den Diener mit dem Fuße fort, noch ehe die Auskleidung beendet war, und warf sich ins Bett und schlief wie ein Toter.

Ausklang.

Graf Michael lebt jetzt seit langem in Paris. Er war damals nicht, weder ins Haus seines Vaters noch seiner Braut, zurückgekehrt. Der innere Widerwille, der ihn plötzlich gegen sich erfaßt hatte, die innere, niedere Scham ließ ihn nicht aufblicken.

Er war am anderen Tage von der Hauptstadt abgereist. Niemand wußte mehr.

Er hatte einen Brief voller Demütigungen geschrieben. Aber keine Macht der Erde vermochte ihn mehr zurückzubringen.

Alice hatte Trauerkleider angelegt, die sie lange Jahre nicht mehr von sich brachte. Ihr Wesen war schön und still. Sie gewann Kraft wieder in ihrer Kunst, ihrer Arbeit. Oh, sie konnte jetzt die Arbeit preisen. „Dieses göttliche Tun," sagte sie, „das uns eine Welt wiedergibt, wenn wir eine verloren haben."

Und Graf Michael ist seit Jahrzehnten nun ein vollkommen harter Sonderling.

Uebrigens geht er jetzt hoch aufgerichtet, und man kennt ihn kaum wieder.

Nur an der vergrabenen und verächtlichen Miene.

Er lebt viel mit Künstlern, die in seinem Palais verkehren. Auch in der großen Welt. Man kennt ihn allenthalben in Paris.

Sein Vermögen ist sehr groß. Er hat sich ein Haus an der Avenue des Elysées, ein hoch umgittertes und ummauertes, reiches Haus, von einem der ersten Baumeister bauen lassen und empfängt darin kalt und förmlich.

Er ist sehr verändert im ganzen Wesen, schweigsam und streng abweisend fast gegen jedermann.

Er war damals schnell grau geworden.

In seinem Hause hat er allerlei Erinnerungen an Alice.

Da hängen ihre Kinderbilder und die Bilder der Jahre ihrer strahlenden Güte und Schönheit.

Aber er redet zu niemand von ihr. Und niemand darf ihn auch danach fragen.

Traurig ist er gar nicht.

Er spricht in allem mit der Sicherheit eines Mannes von Welt und von reichen Bestimmungen.

Die Heimat meidet er und haßt sie allmählich.

Die Verwandten dort beginnt er zu kränken mit Nichtachtung und mancherlei unsinnigen Verfügungen.

Uebrigens haßt er jetzt auch Spiel und Frauen.

Als der alte Adelsmarschall starb, erwartete man, daß er endlich in allen Ehren heimkehren und die Regierung der Grafschaft mit Gepränge antreten werde.

Nichts ist geschehen. Er kam nicht einmal zum Begräbnis.

Graf Michael ist in Paris als Mäcen bekannt.

Er verschwendet ganze Vermögen, die schönsten Bilder und Statuen zu kaufen, die er dann auch heimsendet, wo sie Jahr um Jahr verpackt in den verhangenen Sälen seiner Schlösser liegen — in Menge sich häufend. — Aber er gibt niemals Erlaubnis, die Kisten aufzupacken, ehe er käme. Und er kommt nie.

Um Politik kümmert er sich gar nicht mehr.

Man sieht ihn viel in Konzerten. In Notre-Dame trifft man ihn. Er sitzt dann versunken und hört den mächtigen Gesängen und dem Dröhnen der Orgel zu.

Sein Leben geht ganz für sich in Ideen hin — dann und wann noch ferne durchwoben von den eigentümlichen Köstlichkeiten einer unbegreiflich glücklichen, unbegreiflich verzehrenden Erinnerung.

Ende.

Kant und die Kirche. Von M. Kronenberg.

Ueber dem Grabe Kants hat sich vor kurzem in Königsberg ein merkwürdiger Streit erhoben und weit über das Weichbild der Stadt hinaus in ganz Deutschland lebhaftes Interesse erregt. Ueber dem Grabe Kants, nicht im uneigentlichen Sinne, sondern im Wortverstand: denn es handelt sich um jenen unter dem Namen Stoa Kantiana bekannten und an den Königsberger Dom angrenzenden Bogengang und die daran angebaute Kapelle, in welcher die Gebeine des Philosophen ruhen.

Diese Grabstätte Kants bildet eine der hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten in der „Stadt der reinen Vernunft", und kein Fremder wird von ihr geschieden sein, ohne einen tiefen Eindruck empfangen zu haben. Es ist ein verhältnismäßig schmaler aber hoher Raum, in den nur spärliches Licht fällt. In der Mitte des Fußbodens ist eine Tafel eingelassen, welche den Namen Immanuel Kant, sowie das Geburts- und Sterbedatum des Philosophen, enthält. Am Kopfende des Grabes steht die Kantbüste von Hagemann, die beste, welche es gibt, nach der Rauch sein mit Meisterhand gefertigtes Kantdenkmal geschaffen hat, und nach welcher auch an dem Denkmal Friedrichs des Großen, Unter den Linden in Berlin, Kants Reliefbild modelliert wurde. Die Büste trägt die Inschrift:

Lucifugas domuit volucres et lumina sparsit,

d. h. er bändigte die lichtscheuen Geier und hat unendliches Licht verbreitet — man möchte diese letzten Worte am liebsten mit Goethes „Epilog zu Schillers Glocke" übersetzen:

Er schwebt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Darüber aber liest man an der Seitenwand in großen goldenen Lettern die berühmten Worte aus dem Schluß der „Kritik der praktischen Vernunft":

Der bestirnte Himmel über mir,
Das moralische Gesetz in mir.

Kein weiterer Schmuck ist sonst zu sehen; und gerade diese Schlichtheit und Einfachheit, welche so ganz der Wesensart der Persönlichkeit Kants und seines Denkens entspricht, das Feierliche der Stimmung dieses Raumes, welches durch das Halbdunkel erhöht wird, der dadurch gegebene besondere Hinweis auf den Charakter des Erhabenen, welcher in der ganzen Kantischen Philosophie, und vor allem in seiner Ethik, ausgeprägt ist — alles das verbindet sich zu einem Gesamtbilde, das auf jeden empfänglichen Beschauer eine tiefgehende Wirkung hervorrufen muß.

Es mußte daher seltsam überraschen, als vor kurzem die Nachricht kam, diese Kantische

Grabkapelle sei baufällig geworden, und man denke daran, sie ganz abzureißen und die Gebeine Kants im Dome neben zahlreichen anderen Universitätslehrern beizusetzen. Daß es mit dieser angeblichen Baufälligkeit nicht so schlimm ist, haben die Verhandlungen der Königsberger Stadtverordnetenversammlung deutlich genug gezeigt. Selbst die eifrigsten Verteidiger der Magistratsvorlage, welche einen Kredit von 50 000 Mark für die Umwandlung forderte, gaben zu, daß die Grabkapelle noch recht wohl mindestens 50—100 Jahre bestehen bleiben könne, wenn auch der Boden sich ein wenig gesenkt habe. Schon aus diesem Grunde wäre es gerechtfertigt gewesen, daß die Magistratsvorlage von den Königsberger Stadtverordneten mit außerordentlich großer Majorität abgelehnt wurde.

Was aber hierbei vor allem bemerkenswert war und Interesse erregen mußte, war die, schon vor den Verhandlungen im Königsberger Stadtparlament viel erörterte Streitfrage, ob es zulässig sei, die Gebeine Kants in einer Kirche beizusetzen, und ob nicht hierin eine Pietätsverletzung läge, ein Widerspruch gegen die ganze Persönlichkeit des Philosophen und gegen den ganzen antikirchlichen Geist seiner Philosophie, ein Widerspruch, der unter allen Umständen die Ueberführung der Gebeine Kants in den Königsberger Dom auch dann ausschließen müsse, wenn dieser mehr als Gruftkirche — wie es ja denn tatsächlich der Fall ist — denn als eine Kirche zu gottesdienstlichen Zwecken anzusehen sei.

In der Königsberger Stadtverordnetenversammlung wurde von einigen Seiten die gegenteilige Stellung eingenommen. Vor allem war es der Königsberger Oberbürgermeister Körte, welcher, nach dem Bericht der Königsberger Hartungschen Zeitung, sich dahin äußerte: „Auch der Kirche ist er (Kant) nicht abhold gewesen, in seiner Schrift über Religion betont er vielmehr ausdrücklich, daß Religion ohne Kirche unmöglich sei;“ und ihm sekundierte ein Anhänger der Magistratsvorlage, der Stadtverordnete Doktor Stettiner, der behauptete, „wenn man das Grabmal Kants in die Kirche lege, so handele man damit im Kantischen Geiste“.

Diese Aeußerungen stehen aber durchaus im Widerspruch mit dem Geiste der Kantischen Philosophie.

Kant unterscheidet genau zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche. Die letztere ist ein hohes Ideal, welchem die Menschheit auf ihrem Wege unaufhörlich entgegenschreitet, obwohl sie nie hoffen kann, es vollkommen zu erreichen; die erstere aber nur eine Verzerrung dieses Ideales, oder eine Entartung der Grundidee der unsichtbaren Kirche, eine Entartung ganz besonders in den Erscheinungsformen der christlichen Kirche, welche er vor Augen hatte, gegen welche er die ganze Schärfe seiner Kritik richtete, und welche er mit allen Waffen, selbst mit denen der Ironie, des Spottes und des Hohnes, die ihm sonst ferner lagen, bekämpfte.

Jene unsichtbare Kirche, welche Kant vor Augen steht, hat eine rein ethische Grundlage. Ihre Notwendigkeit gründet sich nicht darauf, daß die Ethik der Religion, das sittliche Handeln der Gottesvorstellung bedürfe, sondern allein darauf, daß die Erfüllung der sittlichen Forderung schwer, der einzelne Mensch schwach, und selten imstande ist, aus eigener Kraft dem fernen Ziele der sittlichen Vollendung entgegenzuschreiten. Der geistesstarke Mensch, der ganz auf sich selber ruht, der den Schwerpunkt seines Daseins nicht außer sich, sondern in sich hat und mit Goethe-Prometheus spricht:

Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?

— dieser Mensch bedarf zur ethischen Vervollkommnung keiner Religion, auch nicht der Religion im höchsten Sinne des moralischen Vernunftglaubens, wie Kant ihn faßt; er bedarf noch weniger des Beitritts zu einer Kirche, auch wenn diese nichts als eine ethische Gemeinschaft ist. Für die große Mehrheit der Menschen aber ist es, wegen ihrer geistig-moralischen Schwäche, dennoch notwendig, daß sie aus dem „ethischen Naturzustand“, wie Kant sagt, d. h. aus dem Zustande, wo jeder für sich

dem Sittlichen nachstrebt, heraustreten und sich zusammenschließen und vereinigen zu einer ethischen Gemeinschaft, eben jener unsichtbaren Kirche, deren einziges Ziel also die Kräftigung des Willens in der Richtung des Guten ist, deren einzige Tempel die Herzen der Menschen sind, welche keine Statuten, keine Dogmen, keine Gebote und Zeremonien, keinen Unterschied von Priester und Laien kennt, sondern in der alle gleich sind als sittlich strebende Menschen.

Wie anders ist es mit den sichtbaren Kirchen! Schon dadurch zerstören sie die ethische Grundlage, daß sie einen Zwang ausüben in Dingen, welche einen Zwang absolut nicht vertragen, weil alle Sittlichkeit auf Freiheit beruht; daß sie zu Bekenntnissen nötigen, obwohl jede solche Nötigung die Menschenwürde verletzt und die Sittlichkeit vernichtet. Und wie nun gar, wenn solche Nötigung ausgeübt wird in bewußter Heuchelei, indem diejenigen, welche die Gewalt anwenden, die Priester und die Bischöfe oder die staatlichen Behörden, die aus politischen Rücksichten mit ihnen zusammengehen, zu Bekenntnissen nötigen, von denen sie sehr wohl wissen, daß sie der Wahrheit widersprechen, nicht nur der objektiven Wahrheit, d. h. der wissenschaftlichen Erkenntnis, sondern auch der subjektiven Wahrheit desjenigen, der in seinem Inneren vergewaltigt wird. „Wenn sich der Verfasser eines Symboles," sagt Kant, „wenn sich der Lehrer einer Kirche, ja jeder Mensch, sofern er innerlich sich selbst die Ueberzeugung von Sätzen, als göttlichen Offenbarungen, gestehen soll, fragte: getrautest du dich wohl, in Gegenwart des Herzenskündigers mit Verzichtleistung auf alles, was dir wert und heilig ist, dieser Sätze Wahrheit zu beteuern? so müßte ich von der menschlichen (des Guten doch wenigstens nicht ganz unfähigen) Natur einen sehr nachteiligen Begriff haben, um nicht vorauszusehen, daß auch der kühnste Glaubenslehrer hierbei zittern müßte . . . Der nämliche Mann, der so dreist ist zu sagen: wer diese oder jene Geschichtslehre als eine teuere Wahrheit nicht glaubt, der ist verdammt, der müßte doch auch sagen können: wenn das, was ich euch hier erzähle, nicht wahr ist, so will ich verdammt sein." „O Aufrichtigkeit, du Asträa, die du von der Erde zum Himmel entflohen bist, wie zieht man dich (die Grundlage des Gewissens, mithin aller inneren Religion) von da zu uns wieder herab? Ich kann es zwar einräumen, wiewohl es sehr zu bedauern ist, daß Offenherzigkeit (die ganze Wahrheit, die man weiß zu sagen) in der menschlichen Natur nicht angetroffen wird. Aber Aufrichtigkeit (daß alles, was man sagt, mit Wahrhaftigkeit gesagt sei) muß man von jedem Menschen fordern können, und wenn auch selbst dazu keine Anlage in der menschlichen Natur wäre, deren Kultur nur vernachlässigt wird, so würde die Menschenrasse in ihren eigenen Augen ein Gegenstand der tiefsten Verachtung sein müssen."

Kann man wohl ernsthaft meinen, es entspreche dem Geiste des Mannes, der diese Worte gesprochen, daß er in einer Kirche seine letzte Ruhestätte finde? Es sei denn, daß es sich um den Dom einer Frei-Kirche handelte — obwohl man auch dann noch sehr in Zweifel sein könnte — nicht aber, wie hier, um das gottesdienstliche Gebäude, das einer konfessionellen Gemeinschaft dient. Wie sehr verkennt man aber überhaupt die Geistesart eines solchen Genies, wie Kant es war, wenn man ihn in die Schranken eines konfessionellen Bekenntnisses einzuengen sucht, seien es auch die Schranken des in liberalstem Sinne aufgefaßten und dem Ideal der unsichtbaren Kirche angenäherten Protestantismus.

Dieser ganze Streit, der sich über dem Grabe Kants erhoben, lenkt aber von neuem die Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß Deutschland kein Pantheon besitzt, wie die Franzosen, wie die Engländer in ihrer Westminster-Abtei. Eine solche Ruhestätte für die großen Toten eines Volkes, die ehedem die lebendigen Glieder seiner geistigen Entwicklung waren, würde mehr als alles andere ein weithin sichtbares und wirksames Symbol der nationalen Einheit sein. Aber man wird freilich an die Verwirklichung eines solchen Gedankens nicht ernsthaft herantreten können, ehe nicht in einem gewissen Maße die geistige Einheit zurückgewonnen ist, die uns über der politischen verloren ging.

Gedanken über Albrecht Dürer.

Von Herbert Eulenberg.

Es gibt einen Begriff bei uns in Deutschland, mit dem wir tagtäglich umgehen wie mit dem Metermaß, dem Literkrug und dem Pfundgewicht, ein konstruierter Begriff, für den es im wirklichen Leben kein einziges Beispiel gibt, das ist der Normalmensch. Für ihn sind unsere Gesetze verfertigt, für ihn gelten unsere Sitten, geben wir unsere Gesellschaften, feiern wir unsere Feste, für ihn sind unsere Verfügungen erlassen, und sind Apotheken, Kirchen und Schulen erbaut. Für ihn macht der Schneider seine fertigen Anzüge, schreibt der Arzt seine Rezepte, gibt der Lehrer seine Schulaufgaben und der Richter seine Urteile, für ihn hält der Pfarrer seine Predigten und für ihn schaufelt der Totengräber seine Gräber. In Wahrheit hat ihn niemand gesehen noch gehört; wie ein unsichtbarer Geist wandelt der Normalmensch unter uns Deutschen umher, aber für dieses knöcherne Gespenst tun wir alle unsere Pflichten, zahlen wir unsere Steuern, leiden wir unseren Aerger. Was einem etwa im Leben als solchen begegnet oder vorgestellt wird, das sind so widerwärtige Kreaturen, daß man im Interesse des idealen Normalmenschen sich dagegen verwahren muß, daß diese bloß anscheinend korrekten Geschöpfe seinen Namen führen. Wenn man bloß einmal im kleinen Umkreis seiner Familie und seiner Verwandtschaft Umschau hält, ist man baß erstaunt, daß man so einen ganz richtigen Normalmenschen nirgends entdecken kann. Da ist eine sonst unbescholtene Tante, die eine abgöttische Liebe zu Tieren hat, wieder eine, die Nachts ohne Licht nicht schlafen mag, da ist ein Onkel, der trinkt, ein Neffe, der das Schießen nicht vertragen kann, eine Cousine, die einen Zirkusreiter geheiratet hat, ein Kind, das Nachts vom Teufel träumt, ein Vetter, der gerne Tiere quält und ein Schwager, der die Platzangst hat oder einer, der ins Hazardspiel versessen ist. Alles ganz harmlose, unbestrafte Individuen, aber samt und sonders keineswegs völlig normal zu nennen. Ja, man findet einen solchen Mustermenschen in ganz Deutschland, von Memel bis Lindau nicht, und selbst Staatsanwälte, die sich im Spiegel besehen, werden finden, daß sie irgend etwas Anormales an sich haben, etwa, daß sie mit der linken Schulter zucken, wenn einer freigesprochen wird, oder nachts das Strafgesetzbuch unter dem Kopfkissen haben müssen.

Das Seltsame dabei ist, daß der Mensch meist diesen kleinen Grillen mit einer gewissen Wehmut obliegt, daß er geärgert oder bekümmert diesen seinen fixen Ideen nachgeht, durch die er lebt und verbrennt. „Denn Leiden ist allen Kreaturen beigemischet", wie Meister Eckehart sagt, und darum sind seit alters her Rausch und Tränen dichte Nachbarn gewesen. An dieses Anormale und Schmerzliche, das in jedem Menschen wohnt und ihn ausmacht, muß man immer denken, wenn man in die Bildergalerie von Meister Albrecht Dürer eintritt. Bei ihm, der doch nach seinem eigenen Bekenntnis „alles mit Fleiß nach der Natur gemacht hat und nicht das kleinste von ihr abgewichen ist", überkommt uns als nächstes Gefühl vor seinen Werken das der Absonderlichkeit und der Anormalität. Alle seine Menschen und Figuren haben etwas Sonderbares, Apartes, ihnen schmerzlich Eigentümliches. Dieser nach seinem besten Wissen rein naturalistische Künstler hat, mit seiner Staffelei vor seinen Mitmenschen sitzend, keinen Normalmenschen, ja nicht ein-

mal einen Typus entdecken können. Jeder hat sein eigen Gesicht wie seine Seele, und seine besonderen Eckchen und Fältchen, Hans Tucher so gut wie Kaiser Maximilian und der Apostel Petrus. Und wenn man selbst das harte normale Stadtverordnetengesicht des Jakob Muffel lange betrachtet, wird es einem plötzlich, als sähe man diesen scheinbar ruhigen Mann nachts vom Bett aufspringen und wie Harpagon mit heißen, zitternden Händen an seinen Truhen und Schränken herumstreichen, um sich zu überzeugen, daß alles verschlossen sei. Oder seht euch das Bild des Hieronymus Holzschuher an, das heute in Berlin lebt! Sieht er nicht aus, wie ein würdiger Ratsherr und Bürgermeister, von dessen Lippen Worte der Weisheit träufeln, und der mit Martin Behaim, dem Seefahrer, von dem neu entdeckten Westindien und der Insel Java parlieren konnte, wo „die leut Man und Fraven hinden schwanz gleich die hündt haben?" Aber blickt diesem Herrn Holzschuher nur ein wenig länger in die Augen und auf den Mund, und ihr seht plötzlich das feierliche Bild verwischt, und habt einen jähzornigen Mann vor euch, der mit seinem Weib wegen angebrannter Suppe wie ein Feldwebel mit seinem Rekruten brüllt, oder der leberkrank wird, wenn sein Söhnchen nicht Primus ist, oder der einen Hund in den Leib tritt, der zu ungelegener Zeit an ihm hochspringt.

Und so ist es mit jeglichem Bilde, das der Meister gemalt hat, es führt sein eigenes, seltsames, begrenztes Leben, und ist nit ein Mensch dem andern gleich auf Erden. Für diese Verschiedenheit der Menschen hat kein Maler auf der ganzen Welt wohl schärfere Augen gehabt als Albrecht Dürer, der um 1500 zwischen Himmel und Hölle in deutschen Landen zu Nürnberg auf Erden lebte. Führte ihn seine Kunst zu Gott empor, so zog ihn ein zänkisches Weib, das ihm sein Leben lang beigesellt war, zum Teufel hinab. Der Schmerz der Erkenntnis, die Folge von Adams Apfelbiß, spricht wie aus seinen schönen traurigen Augen und Lippen, aus fast allen seinen Werken: aus dem Blick des Christuskindes, das mit der Nelke oder den Haaren seiner Mutter spielt, ebenso wie aus den Händen des heiligen Hieronymus, oder der Haltung des Frauenkopfes bei dem Bild von der Melancholie, oder vielleicht am gewaltigsten aus jenem Kupferstich vom verlorenen Sohn. Mitten in einem deutschen Gehöft kniet er auf dem Boden, rings um sich die Schweine, die behaglich schmatzende, mit dem Rüssel im Boden wühlende, vergnügliche Kreatur. Da muß er die Hände zusammenfalten und zum Himmel emporblicken und wieder kommen erste Tränen aus seinen Augen und ein erstes Gebet aus seinem Munde. Wer den Menschenschmerz, der aus diesen zusammengepreßten Händen und diesem geöffneten Munde kommt, einmal tief betrachtet hat, der weiß, was Malen heißt, und was für eine große Kunst das ist.

Ein solcher Künstler war Dürer, der größte Maler, den Deutschland hervorgebracht hat, der das Leben verdoppeln konnte, weil er alles sah, wie es war, und jedem Ding und jedem Menschen auf den Grund schauen konnte, wo wir nur Oberfläche und Umrisse erblicken, als ob er dabei gewesen wäre und zugesehen hätte, wie Gott die Welt erschuf. So löste er das Siegel eines jeden Menschen, wenn er ihn malte, und als ein Freund und Schüler von ihm ihn einmal getadelt hatte, daß das Bild, das er von seiner eigenen alten Mutter gezeichnet hatte, nicht häßlich genug wäre, da holte er diesen, als die Alte später gestorben war, an die Leiche, auf daß er sie betrachte und erkenne, „daß sie in ihrem Tod viel lieblicher sach, dann do sie noch das Leben hätt". „Und mir war dabei", erzählt jener, „als ob Meister Albrecht sie schon im Leben oft so wie heute auf der Totenbahre

gesehen hätte". Das ist das Wunderbarste und Genialste an Dürer, daß er außer seinen beiden Augen, die jedes Härchen auf den Lidern des anderen sahen, und den Mundwinkeln einer Frau anmerkte, ob sie eine wilde oder eine fromme Jugend durchgemacht hatte, noch jenes dritte Auge hatte, vor dem alle Formen in eins zusammenfließen und alles Vergängliche verewigt wird.

Der Normalmensch, der nirgends existiert, würde schließlich noch von Dürer berichten, daß er bei Michael Wohlgemuth zu Nürnberg Zauberlehrling war und das Malen erlernte, und daß er in Venedig und in Antwerpen gewesen wäre, und daß er an der Auszehrung gestorben sei, und daß der Schwerpunkt der Dürerschen Kunst in seiner ungewöhnlichen Persönlichkeit liege, der überwältigenden Kraft seines leidenschaftlichen seelischen Empfindens, der rein menschlichen und streng sittlichen Bildung seines Geistes, der Kindlichkeit seines Gemüts und dem Adel seiner Gesinnung, die sich nicht nur überall in seinen Leistungen ausspräche, sondern auch von seinen bedeutendsten Zeitgenossen wie Pickheimer, Kamerarius und Melanchthon wiederholt bezeugt werde, wie dies alles in Brockhaus' Konversationslexikon — auch einer Einrichtung für Normalmenschen! — zu lesen ist. Aber es würde vergessen, zu erzählen, daß auf seinem Grabstein auf dem Friedhof der St. Johanneskirche die Worte stehen: „Streue ihm Blumen, o Wanderer", Blumen, keine Phrasen!

Südost.

„Solange zwischen London und Paris die Drahtseile halten, bestimmt, bei der finanziellen Abhängigkeit Rußlands, Eduard auch am Marmarameer den Gang der Stunden; ganz sicher dann, wenn er an der Donau einen so warmen Verehrer wie Herrn von Aehrenthal hat." Vor acht Tagen schloß ich mit diesen Sätzen ein Kapitel östreichisch-russischer Politik. Da die Ammenmärchen, die uns die (aus guten Gründen) momentan etwas verstimmte englische Presse über Mariannens marokkanische Abenteuer zum besten giebt, längeren Redens nicht werth sind, können wir uns noch ein bischen über die Balkanfragen unterhalten. Nicolaus der Erste hatte in den Januar- und Februartagen 1853 nicht zum ersten Mal mit einem Engländer über den „kranken Mann" gesprochen. 1840 schon, als er in London war, hatte er mit Wellington, Lord Aberdeen und Sir Robert Peel von einer Balkanentente geredet, gesagt, daß er keine Scholle türkischer Erde wolle und keiner andern Macht eine Scholle abzulassen gedenke. Peel (die Auslandpolitik der Torys war immer stärker als die der Wighs) erwiderte, daß der Gedankengang den englischen Interessen durchaus parallel laufe, doch müsse (Seitenblick auf Indien) Großbritannien dafür sorgen, daß Aegypten keine zu starke Regierung bekomme, die England die Ueberlandstraße (der Suezkanal war noch nicht gebaut) sperren könne. Drauf der Kaiser: „Jetzt kann man nicht festsetzen was aus der Türkei gemacht werden soll, wenn sie tot ist; solche Arrangements würden ihr Siechtum beschleunigen." Ein rundes Dutzend Jahre darauf bekam Sir Seymour aus demselben Munde Ententevorschläge, die solche Arrangements enthielten, und die von Nesselrode 1844 ausgearbeitete Denkschrift über die englisch-russischen Interessen, auf dem Balkan den status quo zu erhalten, war längst vergessen. „Bezeichnend bleibt, sagt Bamberg in seiner ‚Geschichte der orientalischen Angelegenheiten', daß England sowohl die Vorstellungen von 1840 wie die von 1853 geheim gehalten hat und erst später, nicht ohne Zuthun Frankreichs, und erst, als Rußland die britische Politik verdächtigte, sich zu einer

Veröffentlichung verstand, die ganz Europa in Bewegung setzte." Diese Vorgänge zeigen, daß Rußland den Willen, die Balkanfrage im Einverständnis mit England zu lösen, seit langem und lange gehegt hat, daß er an Englands Widerstand schließlich gescheitert ist. Mählich dann verschob sich das Bild. Schlug ins Gegentheil um, als England sich militärisch am Kriemkrieg betheiligte und bei der Hohen Pforte durch Jahrzehnte hin die Rolle des Opponenten übernahm, den russischen Einfluß zu lähmen, die russischen Wünsche systematisch zu kreuzen, erkennbares Ziel seines Trachtens wurde. Ueber ein halbes Jahrhundert dauerte die stille, oft genug mit Barbarenmittelchen gestützte Gegnerschaft, die manchen Wechsel politischer Konstellationen überdauert hat, ihren fühlbarsten Ausdruck auf dem Berliner Kongresse fand.

Die Situation änderte sich, als der weiße Bär die Pranken allzu sichtbarlich nach dem fernen Osten streckte und, etwas unvorsichtig, in die sich am Stillen Ozean vorbereitenden Machtverschiebungen einzumischen begann. Der Bund mit Japan war Englands Antwort; die ewig denkwürdige. Der Riese war an einer neuen Flanke verwundbar geworden, und der gelbe Mann, dessen Sehnen der neue Freund an der Themse entgegenkam, erwies sich für die Aufnahme in den Bund der Kulturmächte dankbar. Er hat die Schwächung Rußlands besorgt, gründlich besorgt, ohne daß England auch nur einen Kreuzer gefechtklar zu machen brauchte. Doch ehe das möglich war, mußte la France erst in Englands Kiellinie bugsiert werden. Wars leicht, nach Menschenalter langen afrikanischen Rivalitäten, hundert unangenehmen Scheerereien, die man sich gemacht hatte? Nein; doch „préparé par l'esprit conciliant d'Édouard VII" (Herr Tardieu hats ausgeplaudert), wurde die diffizile Aufgabe gelöst. Das Formelle erledigten die Herrn Lansdowne und Delcassé im Juli 1903 in London. Marianne rückte vom Reussenherrn ab und sicherte England, gegen Marokko, zunächst den Besitz Aegyptens. Eine Etappe; und so kurz nach Faschoda und dem Burenfeldzug ein Erfolg, der seinen Meister lauter als Neffenreden lobte. Als man war, wo man sein wollte, wurde in Portsmouth der Friede diktiert. Einen rascheren Umschwung hat die Welt selten erlebt. 1900 von Allen verlassen, 1904 Bündnis mit Japan, Entente mit Frankreich, brauchbare Freundschaft mit Italien. Der kürzeste Seeweg nach Indien war auf ein Menschenalter hinaus gesichert. Und, im Frieden zu Portsmouth, die Möglichkeit geschaffen, sich via Paris und Tokio mit dem Russen zu verständigen. Das war im Herbst 1905. Nur von uns war, sehr merkwürdig, nie die Rede. Algeciras wurde Ereigniß, Frankreich, Italien, England, Rußland waren vom ersten bis zum letzten Tage eine diplomatische Einheit gegen uns. Selbst ein Blinder mußte das Britenziel nun mit Händen greifen. In der deutschen Oeffentlichkeit aber stellte man sich blind und taub. Oestreich hatte den „ehrlichen Makler" gespielt, Herr Agenor von Goluchowski sich damit die Sekundantendepesche geholt, gegen die kein Serum zu schützen vermochte. „Golu, Golu", rief l'Empereur bald darauf in Wien, „venez donc ici et asseyez-vous près de votre empereur"! Golu ward ein paar Monate danach durch Herrn von Aehrenthal ersetzt. Und zwischen den Festen wurde rasch noch Sennor Alphonso in den von Eduards Hand gesteuerten Kahn der Coalirten genommen. Eine reizende Geschichte, die jeden, der nicht innerhalb der schwarzweißrothen Grenzpfähle sitzt, zu homerischer Heiterkeit stimmen konnte.

Revenons; von einem Umweg, der zum Verständniß der Situation nicht zu vermeiden war. Heute stehen wir ganz allein; selbst der getreue Sekundant ist für uns verloren. Und die diplomatische Hilfsaktion, mit der wir Herrn von Aehrenthal beizuspringen versuchten, wurde in sämmtlichen Kabinetten Europas sicher mit dem nöthigen Humor aufgenommen. Daß ein so kluger Diplomat an den empfindlichsten

Punkt Europas rühre, ohne sich vorher mit den zunächst interessirten Regierungen verständigt, mindestens in Verbindung gesetzt zu haben, ist ein Gedanke, der nur im deutschen Klima noch gedeihen konnte. Die Bahn von Sarajewo nach Mitrovitza wird gebaut, und der Höllenlärm, der merklich schon im Verhallen ist, war für die Masse, die in jedem Lande nach Futter für ihre Vorurteile verlangt. Ob das Osmanenreich freilich seiner Auflösung schon entgegeneilt, ist eine Frage, der von heute auf morgen nicht Antwort zu werden braucht. Ich glaub es nicht; glaube auch nicht an Englands Wunsch, die längst fällige, noch immer nicht verfallene Erbschaftsmasse zur Vertheilung zu bringen. Italien, Oestreich, Rußland mögen den Wunsch im Stillen hegen: England müßte eine Tradition verleugnen, wenn es einwilligen wollte. Es hat den ersten Nicolaus mehr als einmal abgewiesen, hat den zweiten Alexander um die Frucht seines Krieges gebracht. Und sollte heute plötzlich nichts mehr dagegen einzuwenden haben, daß Abdul Hamids Hinterlassenschaft unter den Hammer kommt? Vom Bosporus bis nach Port Said ist der Weg beträchtlich kürzer, wie von Gibraltar, wie von Malta selbst, und die Freundschaft mit dem launischen Franzenvölkchen dauert nicht ewig. Keiner weiß es besser, wie der kühle Skeptiker in Windsor. Auch ohne daß das Griechenkreuz von der Hagia Sophia in Slabenaugen leuchtet, ist der Russe auf dem Balkan, wenns die Stunde fordert, zu beschäftigen; vielleicht sicherer noch. Generosität war nie das Laster englischer Politik, nie hat John Bull ohne Zwang resignirt. Doch Resignation oder nicht: die Thatsache bleibt, daß England, Rußland, Frankreich, Oestreich und Italien der Pforte gegenüber vorläufig als Einheit erscheinen, und daß der deutsche Einfluß dabei ins Gedränge kommt. Bleibt die weitere Thatsache, daß eine auf dem Balkan aktive Politik Oestreichs eine empfindbare Schwächung der deutsch-östreichischen Beziehungen bedeutet.

Die Geschichte hats uns oft genug gezeigt. „In der Beurtheilung Oestreichs ist es auch heut noch ein Irrthum, die Möglichkeit einer feindseligen Politik auszuschließen, wie sie von Thugut, Schwarzenberg, Buol, Bach und Beust getrieben worden ist. Kann sich nicht die Politik für Pflicht gehaltener Undankbarkeit, deren Schwarzenberg sich Rußland gegenüber rühmte, in anderer Richtung wiederholen, die Politik, die uns von 1792 bis 1795, während wir mit Oestreich im Felde standen, Verlegenheit bereitete und uns im Stiche ließ, um uns gegenüber in den polnischen Händeln stark genug zu bleiben, die bis dicht an den Erfolg bestrebt war, uns im russischen Krieg auf den Hals zu ziehen, während wir als nomineller Verbündeter für das Deutsche Reich gegen Frankreich fochten, die sich auf dem Wiener Kongreß bis nahe zum Kriege gegen Rußland und Preußen geltend machte? Die Anwandlungen, ähnliche Wege einzuschlagen, werden für jetzt durch die persönliche Ehrlichkeit und Treue des Kaisers Franz Josef niedergehalten, und dieser Monarch ist nicht mehr so jung und ohne Erfahrung, wie zu der Zeit, da er sich von der persönlichen Ranküne des Grafen Buol gegen den Kaiser Nicolaus zum politischen Druck auf Rußland bestimmen ließ, wenig Jahre nach Vilagos; aber seine Garantie ist eine rein persönliche, fällt mit dem Personenwechsel hinweg, und die Elemente, die Träger einer rivalisirenden Politik zu verschiedenen Epochen gewesen sind, können zu neuem Einfluß gelangen. Die Bürgschaft, die diesen Möglichkeiten gegenüber in der Person des heutigen Kaisers von Oestreich und Königs von Ungarn liegt, steht, wie gesagt, auf zwei Augen; eine voraussehende Politik soll aber alle Eventualitäten im Auge behalten, die im Reiche der Möglichkeiten liegen. Die Möglichkeit eines Wettbewerbs zwischen Wien und Berlin um russische Freund-

schaft kann ebenso gut wiederkommen, wie sie zur Zeit von Olmütz vorhanden war und zur Zeit des Reichsstatter Vertrags unter dem uns sehr wohl gesinnten Grafen Andrassy Lebenszeichen gab." So sah Bismarck der Dinge Wesen. Franz Josef ist inzwischen nicht jünger geworden, zwischen Petersburg und Wien seitdem ein direktes neues Kabel gelegt, Herr von Aehrenthal ist aus anderem Holze als der ungarische Graf, und der auch an Personalkredit reiche Sachsenwälder ruht unterm Rasen. Bernhard den Lächler am Webstuhl der Zeit zu sehen, hat ihm gnädig Dike erlassen. Wer diesen Lauf der Dinge trostsam findet, ihn ohne cauchemar betrachten kann, ist zu beneiden. Dem mit dem Virus politischen Denkens Inficirten aber schleicht grau die Sorge durchs schmerzende Gehirn.

. . . „So trist klingt deine Leyer?" Ihr braucht sie nicht zu hören. Und mancher Trost ist euch geblieben. Heinrich Leonhard von Tschirschky sitzt an der Donau und bespricht (kanns schief gehn?) mit Golus Erbe den internationalen Terminhandel. Just so wills unser Geschick, das uns seit Bismarcks, des alten Pfuschers, Weggang ja nur Freundliches beschcert hat. Auch künftig bescheeren wird: zweifelt nicht. Tag vor Tag liest der loyale Monarchist doch die Meldung, daß der Kaiser selber mit Herrn von Schön die auswärtige Politik bespricht. Schön. Und der Herr Kanzler? Weiht Herrn von Sydow, seinen Mann, in die Elemente des Unterbilanzsystems ein. Laßt die Schellen klingen! Wer darf, nach der schwitzenden Lustigkeit einer erquälten Fastnacht, denn ernste Einkehr für die stille Zeit der Fasten fordern?

Karl Schnitzler.

Musik.

Die neue „Fledermaus". Was hatte — sagen wir der „Fledermaus" des Theaters an der Wien gefehlt? Nichts, nichts und abermals nichts. Herr Gregor dachte anders. Ihm fehlte etwas: nämlich daß er selbst noch keine „Fledermaus" zustande gebracht, daß er die Operette nicht reformiert hatte. War nicht in der Zeitung zu lesen, daß man — in Leipzig — auch der leichtbeschwingten Muse ein neues Kleid angezogen hatte? Das ließ offenbar Herrn Gregor nicht schlafen. Denn daß er blind in der Suche nach Kassenstücken wäre, wird man nicht behaupten wollen. Er ist und bleibt ein Idealist. Und es zeigt sich wieder, daß die Idealisten mitunter schlimmeres Unheil anrichten als die Leute, die dem klingenden Erfolg nachgehen. Der klingende Erfolg dieser „Fledermaus" wird ausbleiben; und mit Recht. Denn nachdem alle Ingredienzien der Langeweile beseitigt sind, behält meine Erinnerung nur ein Bild: den Ballsaal des zweiten Aktes. Die Menschen, die ihn belebten, sind wie weggewischt. Alles andere ist wie weggewischt. Selbst Herr Otto Lohse, der ein Gastspiel an der Spitze des Orchesters gegeben hatte, bleibt nicht haften. Nicht einmal Herr Lohse, der ausgezeichnete Musiker voll Initiative? Nun, der Kölner Kapellmeister hat den Wienern alles abgeguckt: den schmachtenden Anlauf und die mächtige Lanzierung des Themas, wenn er es auf den rechten Weg gebracht hat. Nur schade, daß er das eine wie das andere übertreibt und daß man am Ende des Gedankens Blässe merkt.

Ich spreche aber immer noch von einer Operette. Herr Gregor wendet dagegen ein: „Ich wollte eine komische Oper schaffen, wollte den feinen Lustspielton wahren und anderes mehr." Ich aber sage ihm: „Lustig wollten Sie in jedem Fall wirken. Dem Karneval, nicht dem Aschermittwoch wollten Sie einen Hymnus singen. Statt dessen verurteilen Sie Zweidrittel der „Fledermaus" teils durch Pointentötung, teils durch Ihr System überhaupt zur Starrheit, lassen Herrn Mantler als einzigen Prediger des Humors in der Wüste der Langeweile (wie Prediger nun einmal sind) allzu salbungsvoll werden, so daß die Posse lahmt."

Bei dieser allgemeinen, durch die Behäbigkeit der Reifröcke noch unterstützten Humorlosigkeit gab es ein Mittel, uns durch feineren musikalischen Lustspielton zu versöhnen: man brauchte nur viel besser zu singen, als in der Operette üblich ist. Dies geschah nicht. Denn schließlich decken sich hier in einem gewissen Sinne Gesang und Humor.

Es ist bitter, Herrn Gregor, einem der rührigsten Theaterleiter, diese Wahrheiten sagen zu müssen. Aber erstens: nie ist mir der Abstand zwischen Absicht und Ausführung so groß erschienen wie diesmal, und das Ex-

periment war verfehlt, selbst wenn man sich auf des Direktors Standpunkt stellt. Doch es war auch an sich verfehlt: die Gregorsche Reform wird am wenigsten der Operette zugute kommen.

Also: ein leidliches Orchester, eine gute Dekoration, eine humorlose Szene und eine gedehnte Solo-Posse. Das ist der Gesamteindruck. Aschermittwoch, nicht Karneval.

Adolf Weißmann.

Die Straßenbahn.

Die Dichter der Jahresrevuen des Metropol-Theaters sollten an dem Streit zwischen dem Berliner Magistrat und der Straßenbahn nicht gar so achtlos vorübergehen: gibt's einen besseren Stoff für eine Lokalposse? Ein Zukunftsbild: Berlin im Jahre 1920 ohne Straßenbahn. Das verdient mindestens im Couplet besungen zu werden. Die Schienen liegen brach; sie gehören der Bürgerschaft, aber die Straßenbahn darf sie nicht benutzen. Auf Grund des Vertrages, den sie am 25. Januar 1898 mit einem hochwohllöblichen Magistrat abgeschlossen hat. Danach muß am 31. Dezember 1919 der gesamte Bahnkörper nebst Zubehör unentgeltlich an die Stadt abgetreten werden. Doch die darf wiederum das Geschenk nicht nach Belieben verwerten. Denn nach § 2 des Kleinbahngesetzes (vom 28. Juli 1892) bedarf es zur Herstellung und zum Betriebe einer Kleinbahn der Genehmigung der zuständigen Behörde. Hierin liegt wieder eine neue Schwierigkeit. Am 4. Januar 1900 hat nämlich der Polizeipräsident auf Veranlassung des Ministers für öffentliche Arbeiten der Straßenbahngesellschaft über den Kopf des Magistrats hinweg die alleinige Konzession bis zum 31. Dezember 1949 erteilt. Er darf daher der Stadt den Betrieb nicht mehr gestatten. Bliebe also nur noch die Möglichkeit, statt des elektrischen Betriebes zur alten Pferdebahn zurückzukehren, auf die das Kleinbahngesetz keinen Einfluß hat. Ein Weg, der dem an Automobile gewöhnten Publikum kaum gangbar erscheint. So nimmt der Kampf um die Straßenbahn, der nun schon sieben Jahre lang währt, kein Ende. Er tobt in immer heftigeren Formen, und die Pfeile, die der Magistrat in der letzten Zeit abgeschleudert hat, kennzeichnen den Grad der Erbitterung. Auch auf seiten der Straßenbahn herrscht peinliche Verlegenheit (die öffentlich natürlich bestritten wird). Man sieht wohl ein, daß der Vertrag mit der Stadt Berlin Rechte gewährt, die die Regierungskonzession ziemlich illusorisch machen. Und auf seiten der Stadt ist man des Haders nicht weniger müde. Man fürchtet die mächtige Stütze, die die Straßenbahn an der Regierung besitzt; und mag die Behörden nicht immer zum Feinde haben. Auch leidet der Verkehr unter den Zwistigkeiten, denn die Straßenbahn weigert sich (was ihr nicht zu verübeln ist), die Tunnelprojekte durchzuführen, wenn ihr nicht die städtische Konzession bis 1949 und eine Tariferhöhung konzediert werde. So war der Boden für eine Einigung geebnet. Die Aktionäre freuten sich schon, für ihre Aktien einen höheren Kurs zu erzielen. Denn wann wäre jemals eine Verstaatlichung oder Kommunalisierung zustande gekommen, ohne den Aktionären höheren Preis zu bieten? Wird's anders gemacht, so schreit man über „Vergewaltigung". Die Verhandlungen, die zwischen Herrn Oberbürgermeister Kirschner und Herrn Ministerialdirektor Micke ein paar Wochen lang gepflogen wurden, haben sich nun wieder zerschlagen. Die Stadt bot 160% (der Kurs notiert gegenwärtig ca. 175%), und die Straßenbahn meinte, die Aktien hierzu wegzugeben, könne man einem Aktionär doch ernstlich nicht zumuten. Ich will mich in den Streit über den Wert der Straßenbahn-Aktien nicht einmischen, denn es erscheint mir unmöglich, zu berechnen, wie groß er in Wirklichkeit ist. Fest steht nur, daß der Liquidationswert geringer wäre, selbst wenn man den Bahnkörper zum vollen Werte einsetzt, während er doch im Jahre 1920 ohne Entgelt an die Stadt fallen muß. Aber wie mir scheint, kommt es hierauf nicht an. Für die Stadt Berlin besitzt die Straßenbahn einen höheren Wert; auf Grund des Kapitalwertes der jährlich erzielten Einnahmen. Sie hätte den Aktionären nicht 8% zu geben, sondern könnte die städtische Anleihe mit 3½, höchstens mit 4% verzinsen. Auch würde ein Teil der hohen Direktorengehälter, mindestens aber die Ausgabe für Aufsichtsratstantiemen wegfallen, die jährlich ca. 250 000 Mark (kapitalisiert also ca. 6 Millionen) betragen. Auch der allgemeine Vorteil, Berlins größtes Verkehrsunternehmen endlich in städtische Regie überführen zu können, wäre nicht zu unterschätzen.

Andererseits darf nicht geleugnet werden, daß auch die Straßenbahn ein sehr großes Interesse daran hat, der Ueberführung der Bahn in städtischen Besitz die Wege zu ebnen. In der Generalversammlung, die am 27. Februar stattfand, gab man sich freilich Mühe, die bestehenden Schwierigkeiten zu leugnen; und generierte sich nicht, die Dinge in einer Weise auf den Kopf zu stellen, daß nur der begreifliche Wille, dem Gegner kein Material in die Hand zu geben, manches entschuldbar macht. Nach dem Kleinbahngesetz könne, so ward versichert, wenn die Stadt den Vertrag nach

1919 nicht freiwillig verlängert, im Ergänzungsverfahren diese Pflicht erzwungen werden. Die Behauptung ist teilweise richtig. Das Gesetz ging von der richtigen Erwägung aus, man dürfe nicht gestatten, daß der Bau einer Kleinbahn einer einzigen kleinen Gemeinde wegen (die vielleicht aus irgendeinem chikanösen Grunde die Durchleitung verhindert) unterbleiben muß. So ist der Provinzialrat oder (wenn es sich um eine Stadtgemeinde handelt) der Bezirksausschuß ermächtigt worden, die Zustimmung der Provinz oder der Stadt zu erzwingen. Doch können hierdurch jemals die Rechte geschmälert werden, die der Stadt durch Privatvertrag zustehen? Der § 7 des Kleinbahngesetzes (der diese Bestimmung enthält) bezieht sich sinngemäß nur auf diejenigen Fälle, wo ein Vertrag nicht vorliegt; durch den freiwilligen Abschluß des Vertrages mit der Stadt Berlin hat sich die Straßenbahn dieses Rechtes begeben. Mindestens aber wäre die Stadt in der Lage, den Anspruch auf Ersatz des Schadens (der ihr durch den Fortbetrieb der Straßenbahngesellschaft entsteht) geltend zu machen. Die Straßenbahn rechnet (im schlimmsten Falle) nur mit einer Entschädigung für den Bahnkörper. Sie stellt sich auf den Standpunkt, daß sie auf Grund der Regierungskonzession die Bahn bis zum Jahre 1950 weiter betreiben dürfe und nur nötig hat, an die Stadt den Wert der Bahnanlage zu entrichten. Der Standpunkt ist falsch, aber selbst wenn man ihn für richtig erklären wollte, würde die Berechnung unzutreffend sein, die Herr Regierungsrat a. D. Köhler in der Generalversammlung angestellt hat. Auf den Einwand, die Abschreibungen der Straßenbahn seien in Rücksicht auf die Abtretung des Bahnkörpers im Jahre 1920 zu gering, erklärte er die sehr eigenartige Buchführungsmethode, und hierbei passierte ihm ein Versehen, das merkwürdigerweise von den Aktionären und der Handelspresse nicht beachtet worden ist. Er wollte beweisen, daß im Jahre 1920 ein Verlust für die Aktionäre nicht entstehen könne, weil der Bahnkörperamortisationsfonds, der jetzt mit 18,7 Millionen Mark zu Buche steht, auf 43 bis 44 Millionen Mark angewachsen sein werde, während auf Grund des gegenwärtigen Buchwertes eine Abfindungssumme von 36 Millionen Mark zu berechnen sei. Vorläufig steht der Amortisationsfonds also nur mit 18,736 Mill. Mark zu Buche; Herr Köhler rechnet jedoch mit den bisherigen Zuwendungen, den Zinseszinsen und vom Jahre 1911 ab mit jährlich ca. 1,5 Millionen Mark, d. h. der bisher zur Ablösung der Obligationsschuld benutzten Summe. Leider übersieht der Herr Regierungsrat nur, daß diese Ablösung bisher nur durch Abschreibungen vom Bahnkörper, von den Bahnhöfen, Werkstätten und Wagen erfolgt ist. Zunächst muß also in dem Augenblick, wo die Obligationen getilgt sind, sich der Buchwert des Bahnkörpers (da die bisherigen Abschreibungen wegfallen) entsprechend erhöhen. Dies allein würde nach meiner Berechnung einen Betrag von ca. 4 Millionen Mark ergeben. Dazu kommt aber weiterhin, daß man den gegenwärtigen Buchwert unmöglich als denjenigen Preis betrachten kann, den die Straßenbahn an die Stadt zu entrichten hätte. Denn, wie Herr Regierungsrat Köhler selbst ausführte, sind die Abschreibungen auf das Konto des Bahnkörpers nicht notwendig; ergo muß, wenn diese Erwägung richtig ist, der Buchwert um den bisherigen Betrag der Abschreibungen vermehrt werden. Drittens übersieht die Berechnung der Straßenbahn vollkommen, daß auf die Bahnhöfe, Werkstätten und Wagenpark auch nach dem Jahre 1911 Abschreibungen vorgenommen werden müßten. Es wäre geradezu frivol, die Reparaturkosten für die Wagen als Aktiven, ohne entsprechende Rückstellung in die Bilanz, einzustellen. Der Erneuerungsfonds, auf den sich die Straßenbahn zu stützen pflegt, entspräche aber doch nur dann diesem Zweck, wenn er um den Betrag der Abnutzung der Straßenbahnwagen jährlich vermehrt werden würde. Aus der Bilanz ergibt sich aber, daß dieser Fonds im Jahre 1907 einen Zuschuß von nur rund 500000 M. erhalten hat; selbst unter Berücksichtigung der Ausgaben, die aus diesem Fonds gedeckt wurden. Man wird mir zugeben, daß bei einem Buchwert der Bahnhöfe, Werkstätten und Wagen von ca. 55 Millionen Mark ein Betrag von 500000 M. geradezu gesetzwidrig wäre. Ich nehme nicht an, daß die Straßenbahn eine solche Bilanzierung vom Jahre 1911 ab gut heißen würde, und darum war die in der Generalversammlung aufgestellte Berechnung sicherlich nur für diejenigen bestimmt, die sich nicht der Mühe unterziehen, die Ziffern nachzuprüfen. Die Abfindungssumme für den Bahnkörper wäre, wenn nur einigermaßen solide bilanziert wird, im Jahre 1920 bei weitem nicht durch den Amortisationsfonds gedeckt. Und den Aktionären würde, wenn diese Summe zur Auszahlung gelangt, ein viel größerer Verlust entstehen, als wenn das jetzige Gebot der Stadt (in Höhe von 160%) zur Annahme gelangt.

Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin O., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.